

Das Kulturkönigtum
der Wittelsbacher

Studien
zur Literatur-, Kunst-, Kultur- und
Geistesgeschichte Bayerns

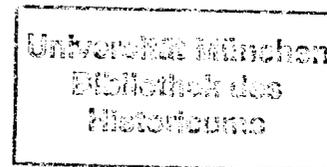
- Band I:* Ludwig I., König von Bayern
(1825–1848)
Band II: Maximilian II., König von Bayern
(1848–1864)
Band III: Ludwig II., König von Bayern
(1864–1886)
Band IV: Die Prinzregentenzeit (1886–1912)
fortgeführt bis 1918 in einem »Epilog«
Band V: Bilder-Atlas zu Band I mit IV
(mit Gesamtregister)

Jeder Band ist in sich abgeschlossen

Maximilian II.
König von Bayern
1848–1864

von
Michael Dirrigl

Teil I



BV 2566

Hugendubel

Ef 24,1*

König und Philosoph Maximilian II. und Schelling

»Gebt dem Menschen das Bewußtsein dessen, was er ist, er wird auch bald lernen, zu sein, was er soll.«
Schelling

»Was wir Natur nennen, ist ein Gedicht, das in wunderbarer Schrift verschlossen liegt. Doch könnte das Rätsel sich enthüllen, würden wir die Odyssee des Geistes darin erkennen, der, wunderbar getäuscht, sich selber suchend, sich selber flieht...«
Schelling

»Wovon sprachen wir wohl?« schrieb Leopold v. Ranke am 1. Okt. 1854 seiner Gattin aus Berchtesgaden, wo er Gast des Königs von Bayern war. »Nicht von Tagesereignissen, noch von Persönlichkeiten, nicht von Politik, selbst nicht von Historie; sondern von Religion. Mit meiner Anschauung vom Christentum fand ich hier volles und entgegenkommendes Verständnis. Der König ist der erste, der mir vorkommt, der in der Tat etwas von Schelling gelernt hat und durch philosophische Bildung auf Geschichte und Religion der Menschen zurückgekommen ist.«
in: L. v. Ranke, Das Briefwerk. 1949, 387.

»Höhere Ideen, wärmere Gefühle müssen den Geist heben, das Gemüt entglühen, daß man nicht in Alltäglichkeit und Gemeinheit sinke, nicht Kleines betreibe wie Großes – und dann leider das Große – sehr klein!« Solches gab Joseph Freiherr von Hormayr dem bayrischen Kronprinzen am 14. Juni 1829 zu bedenken. »Der Regent und der Feldherr brauchen, was an Bildung jeder einzeln bedarf, alles zusammen; denn keine Kunst des Lebens, des Friedens oder des Krieges darf ihnen fremd bleiben. Die heutige Welt fordert leider allzuviel von den Königen. Ihr Spiel ist viel zusammengesetzter und schwerer als vor fünfzig Jahren, »payer de Sa personne« heißt es nun – und nicht mehr wie einst, bloß – leidlich repräsentieren.« Gesichtspunkte dieser Art bestimmen Maximilian zeitlebens, sich in die strenge Pflicht königlicher Pflichten zu nehmen; nachmals ein Beschützer von Wissenschaft und Dichtung auch im Namen des ethisch Notwendigen. Kunst und Religion kommen hinzu: Inbegriffe verwandelnder Kräfte. Eine Weltfülle,

dem Kreislauf der Werte eingefügt. Sie entsprach einem Bedürfnis seines Geistes, dem im Finden und Festhalten ein echtes Forschen eignete.

In Berlin oblag der Kronprinz noch vornehmlich dem Studium der Geschichte, diesem »Evangelium« der Könige aus dem Sinnbewußtsein. Dann erfaßte ihn die Gewalt und das Drängende der ersten Frage, wo der Mensch, ein zum Wissen befähigtes Wesen, seinen Platz im Ganzen der Weltordnung habe, was er seiner (vergänglich-unvergänglichen) Natur nach sein könne und sein solle, binnengeistig, und dies führte ihn zur Philosophie, allgültigen Leitwerten auf der Spur. Aber: »Mühsam nur deuten wir das Irdische. Doch das Ewige – wer hätte es je ausgespürt?« (Weish. 9, 13–16). Das Leben ist »Geburt und Grab«, ein ewiges Werden und Vergehen, ein ruheloses Trennen und Verbinden auf Zeit. Unerbittliche Notwendigkeit waltet; sie läßt keinen Ausweg zu, nur die Scheinfreiheit des Glaubens, der Illusion. Schatten allein teilen sich in die Herrschaft. Geheimnis bleibt alles bis zum Ende, der skeptische Geist möchte meinen, daß die Angeln ausgelegt sind ins ewige Grab. Unerkennbares jedoch weckt Hoffnungen »in die Ferne«, läßt über den Tod hinausdenken, weckt das Gefühl für das »Übergängliche«, stärkt den unfesten Glauben an die Sinnhaftigkeit und Unzerstörbarkeit unseres Lebens. Im Erleiden der Gegenpositionen des Zweifels wird Philosophie als Möglichkeit betrachtet, die eine zeitlose Wahrheit erkennt – im weiteren erfaßt als Selbsterkenntnis des menschlichen Geistes. Ihre Lehre gibt ein Zuhause. – Von den »absoluten Wahrheiten« der Offenbarungsreligion durchdrungen, empfand Maximilian doch immer wieder auch die geistigen Ausstrahlungen der exakten profanen Wissenschaft, deren Fortschritt – v. a. auf naturwissenschaftlichem Gebiet – sich in der Auseinandersetzung mit metaphysischen Vorurteilen vollzieht. Die tief empfundene Diskrepanz zwischen beiden ließ Maximilian, im Ringen um Glauben und Wissen, früh bereits die ideale – einsinnige – Mittlerin suchen. Er betrachtete wohl die Freiheit und Unabhängigkeit der Forschung als notwendig und unabdingbar, aber die Skepsis, die das Christentum zu einer (auf bestandlosem Wandelstern erfolgten) Episode herabzuwürdigen versuchte, berührte ihn allenthalben peinlich. Maximilian II. war nachmals überzeugt, jene Mittlerin, versichtbart, in Schellings philosophischem System, das in Gedankenreichtum und geistiger Beweglichkeit auf das Ganze der Welt mit ausgreifender Bildlichkeit gerichtet ist, glücklich gefunden zu haben, damit »in klarem Wissen und anschauender Erkenntnis zu besitzen, was die Nichtphilosophie im Glauben zu ergreifen meint«, wie Schelling selbst vom Wesen der Philosophie behauptete, die er – richtig – als eine Sache Auserwähl-

ter bezeichnete, als das Höchste und gleichzeitig als »das *allen* Menchen Angelegenste, Erwünschteste«. Und bei anderer Gelegenheit: »Was der Staat objektiv, ist subjektiv die Philosophie als Teilnahme an allem Guten und Schönen in einem öffentlichen Leben.« Eine in diesem (»wirklichen«) Sinne empfundene Philosophie als Ziel war Maximilians Denken gemäß; die Philosophie, so lehrte Schelling (und so wurde er auch von Maximilian verstanden), »kann nicht an sich selbst leben, solange es an dem öffentlichen Leben fehlt, in dem sie sich anschauen könnte. Philosophie, die zum Leben wird, ist das, was Plato das politeuein nennt, das Leben mit und in einer sittlichen Totalität.«

Für Schelling, den »begabtesten« übrigens »unter den drei nachkantischen Sophisten«, wie Schopenhauer urteilte, war die Höhe des Lebens ein künstlerisches Schauen und möglichst auch Schaffen der Wirklichkeit; ihn fesselte der Blick in die Geschichte und das Verlangen, die Welt aus ihrem Werden zu verstehen. Schelling hat das Weltall künstlerisch erfaßt, von innen her verstehen wollen, und eine angemessene Gestaltung des Lebens in bedeutenden Ideen und hohen Zielen aufgewiesen. Verlebendigung der Natur, so lehrte er, Gleichsetzung von Natur und Geist ist »das Mittel, um ins Innere der Natur zu dringen, Physisches wird geistig, aber auch das Geistige physisch gedeutet«. Was strenges Denken voraussetzt, wird zum dichterischen, begeisterten Schauen: »Was wir Natur nennen, ist ein Gedicht, das in geheimer, wunderbarer Schrift verschlossen liegt. Doch könnte das Rätsel sich enthüllen, würden wir die Odyssee des Geistes darin erkennen, der wunderbar getäuscht, sich selber suchend, sich selber flieht; denn durch die Sinnenwelt blickt nur wie durch die Worte der Sinn, nur wie durch halbdurchsichtigen Nebel das Land der Phantasie, nach dem wir trachten.«

Schelling – »er ist und bleibt der Größte, der Erste«, schrieb Adam Müller in Briefen an Gentz – gehört jener Hoch-Zeit des deutschen Geistes an, die bestimmt ist von den Namen Herder, Goethe, Schiller, Hölderlin. Schon als Knabe, in der Klosterschule Bebenhausen, sammelte er die Platonischen Mythen. Mit vierzehn Jahren war er reif für die Universalität, mit fünfzehn, drei Jahre vor der gesetzlichen Frist, durfte Schelling am Tübinger Stift Philosophie und Theologie studieren. Erst siebzehnjährig, wies er sich schon als gelehrter Forscher aus, mit neunzehn Jahren schrieb er die erste seiner – sogleich in die Mitte eines neuen Philosophierens gerichteten – Abhandlungen. In Tübingen schloß er den Freundschaftsbund mit Hölderlin und Hegel, die beide fünf Jahre älter waren als er. Schelling (1775 Januar 27 im schwäbischen Städtchen Leonberg, der Vaterstadt Johannes Keplers, geboren) gründete um 1811, auf »Volksmäßigkeit« gerichtet, die »Zeitschrift von Deutschen für Deutsche« und verfaßte in dieser Zeit die (Bruchstück geliebene) Schrift »Über das Wesen deutscher Wissenschaft:«. »... Die deutsche Nation ist ihrem innersten Wesen nach religiös; jedes Volk hat aber nur durch dasjenige Kraft und Macht, was seine besondere Natur ist. Andere mögen durch anderes getrieben und vereinigt werden, ein Phantom von Ehre ganze Staaten zusammenhalten und Völker zu Triumphen führen: deutsches Gemüt bedarf eines innigeren Bandes. Kein Volk hat mit diesem Sinn und dieser Ausdauer den heiligen Krieg gekämpft wie das deutsche. Jene große religiöse Umänderung beschäftigte für und wider die Gemüter und Geister der Fürsten und Gewaltigen...«

Von der Dichtung geht die Philosophie aus, in die Dichtung muß sie zurückkehren – Schelling war darin mit Hölderlin einig. Angesichts fruchtbarer Möglichkeiten und im Wissen um das Gemeinsame schrieb er Windischmann: »Ich reiche Ihnen die Hände zum ewigen Bündnis für das, was unsere gemeinschaftliche Religion ist – Darstellung des Göttlichen in Wissenschaft, Leben und Kunst und Verbreitung der Allanschauung und Befestigung derselben in den Gemütern der Menschen...« Seinem Idealismus entsprach die strenge Entschlossenheit, das Wesen der Kunst durch die Ergründung ihrer Ursprünge zu bestimmen, das Absolute, Gott, das Unendliche als oberstes Prinzip der Kunst zu setzen, deren Autonomie energisch gegen jede Theorie zu verteidigen, die Schelling als Gefahr erachtete für die schöpferische Eigenständigkeit des Kunstwerkes, rastlos bemüht, die ewige Bedeutung wahrer Kunst ins Bewußtsein zu heben. Unter »Kunst« verstand Schelling übrigens das Gesamtgebiet der Künste: Dichtung, bildende Kunst und Musik; die Architektur wies er der Plastik zu und sprach von ihr nur gelegentlich. »Die unmittelbare Ursache aller Kunst ist Gott«: die Kunst war Schelling – gleich der Natur – eine in sich geschlossene und in sich vollendete Welt.

Schellings Naturphilosophie in der Nachfolge griechisch-miletischen Denkens erhebt den Anspruch, »höhere« Erkenntnis zu sein: »Die Natur ist nicht bloß Produkt einer unbegreiflichen Schöpfung, sondern diese Schöpfung selbst, nicht nur die Erscheinung oder Offenbarung des Ewigen, sondern zugleich das Ewige selbst.« – Das konsequente Weiterverfolgen des eingeschlagenen Weges führte Schelling nachmals im besonderen zur Kunst, die ihm »Krone des Lebens« bedeutete, »denn sie vereinigt Freiheit und Schicksal«. Natur und Geist waren ihm eins, im Absoluten verbunden, und er sah eine Hauptaufgabe des Philosophierens darin, diese Einheit dem Denken und Leben bewußt zu machen. So entstand Schellings Identitätsphilosophie. Diese Einheit des Weltseins kann nur in der Kunst erfaßt werden, denn das Kunstwerk – seinsdicht, seinsoffen – schafft eine Synthese von Natur und Freiheit. Schelling stand nicht an, die Kunst »die einzige und ewige Offenbarung (zu nennen), die es gibt, und das Wunder, das, wenn es auch nur einmal existiert hätte, uns von der absoluten Realität jenes Höchsten überzeugen müßte«. Das Kunstwerk hebt den Gegensatz von bewußter und bewußtloser Tätigkeit auf und erreicht somit das Wesen bewußtloser Unendlichkeit: »Nehmt der Kunst die Objektivität, so hört sie auf zu sein, was sie ist, und wird Philosophie; gebt der Philosophie die Objektivität, so hört sie auf, Philosophie zu sein und wird zur Kunst. – Die Philosophie erreicht zwar das Höchste, aber sie bringt bis zu diesem Punkt nur gleichsam ein Bruchstück des Menschen. Die Kunst bringt den ganzen Menschen, wie er ist, dahin, nämlich zur Erkenntnis des Höchsten, und darauf beruht der ewige Unterschied und das Wunder der Kunst.«

So hat Schellings späteres Philosophieren allenthalben versucht, Philosophie und Dichtung zu verbinden, Kunst und Philosophie als einander nahe verwandt zu begreifen. Er sah im Kunstwerk die höchste Offenbarung des Menschengestes, das Welträtsel im Werk eines genialen Künstlers gelöst, weil er im Schönen das Unendliche im Endlichen dargestellt sah.

Unfaßbar ist der Gegenstand, den das substanziale Denken umkreist. Philosophie setzt Mut voraus, Zuversicht und Vertrauen: »Dies Gold göttlicher Erkenntnis wird nicht auf dem Wege tatenloser Tränen und müßigen Sehnsens gefunden, nur im Feuer des Geistes wird es gewonnen.« Wer philosophiert, will und handelt aus dem Ursprung aller Dinge und wagt einen Weg, auf dem man in die Irre gehen kann: »Wer aber gar nicht einmal sich auf den Weg macht,

sondern völlig zu Hause sitzen bleibt, kann nicht irren. Wer sich in die See wagt, kann durch Stürme oder eigene Ungeschicklichkeit freilich vom Wege abkommen und verschlagen werden, wer aber gar nicht aus dem Hafen ausläuft, dessen ganzes Bestreben vielmehr darin besteht, nicht auszulaufen, sondern durch ewiges Philosophieren über Philosophie zu verhindern, daß es gar nicht zur Philosophie komme, der hat freilich keine Gefahren zu befürchten.«

Wahre Metaphysik ist für Schelling die eigentliche Philosophie und also die Mitte aller Dinge: sie ist die Tugend, die Religion, die Ehrfurcht vor dem Gesetz, die Liebe zum Vaterland. Ohne alle Metaphysik, so glaubte Schelling, würden Staat und öffentliches Leben nicht weiterbestehen: »Mit Mathematik, Physik, Naturgeschichte (ich verehere diese Wissenschaften hoch), mit Poesie und Kunst selbst lassen sich die menschlichen Dinge nicht regieren. Den wahren Verstand der Welt gibt eben die rechte Metaphysik, die nur darum von jeher die königliche Wissenschaft genannt worden.«

Die Philosophie betrachtete Schelling als »notwendig esoterisch, und braucht nicht geheimgehalten zu werden, sondern ist es vielmehr durch sich selbst«. Ausschließlich von ihrem Wesen her ist sie für die Würdigen aufbewahrt. Sie läßt sich nicht lernen, nicht nachbeten und nicht nachheucheln. Philosophie ist ein Gleichnis für den Bund freier Geister, ein Schibboleth, mit dem sie sich erkennen: unnötig, das Zeichen geheimzuhalten, da es nur ihnen verständlich ist – allen anderen bleibt es ein ewiges Rätsel. Philosophie ist erlesenes Denken, eine aristokratische Angelegenheit, die sich nicht in der Öffentlichkeit und nicht in der Masse begibt, fern dem beliebig Vielheitlichen. Wohl ist jeder Mensch aufgerufen zu philosophieren, aber hier wird mehr als anderswo sichtbar, wer auserwählt ist, dem Rufe zu folgen.

Von solchen Überlegungen aus zum Range der Philosophie ergeben sich für Schelling die notwendigen Fragen zum Unterricht in Philosophie. Sie ist nicht lernbar wie andere Wissenschaften und wehrt »die müßigen Köpfe« ab, »die unter einem auswendig gelernten Jargon von Schulwörtern ihre Geistesarmut zu verbergen suchen«. Da Philosophie »nicht selbst Wissenschaft ist, die man, wie jede andere, erlernen kann«, hat sie »den wissenschaftlichen Geist zum Lernen schon mit(zu)bringen, wenn dasselbe nicht in ein lediglich historisches Wissen ausschlagen soll«. Das wahre Wissen der Philosophie erschöpft sich nicht in »bloß sogenannten Kenntnissen«. Eigentliche lebendige Philosophie findet keinen Abschluß, sie ist eine ewige Fortbewegung des Geistes, also nicht lernbar, nie fertig und niemals am Ziel. Sie vollzieht Wunder der Klärung, in Höchstem von einzigartiger Ahnungsgewalt, wehrt in fahler Vergänglichkeit den zudrängenden Schauern der Leere, der gottfernen Eiseskälte, aber auch sie hellt das tief und ewig Nachtende nicht.

Schelling hat zeitlebens über Sinn und Bedeutung des Philoso-

phieunterrichts (in maieutischer Methode) nachgedacht und ist zu Recht – von Karl Jaspers – ein Lehrer der Philosophie mit Leidenschaft genannt worden. Philosophie glänzt nicht und darf nicht blenden, sie will ein Äußerstes – auch an Freiheit: »Wo sie durch Zwang gehemmt wird, gleicht sie einem gefangen gehaltenen Adler, dem seine wahre Heimat, die Felsenspitze, verwehrt ist.«

Schelling, seit 1806 Mitglied der bayrischen Akademie der Wissenschaften, sprach hier 1807 (Oktober 12) – am Namenstag des Königs – »Über das Verhältnis der bildenden Künste zur Natur«. Kronprinz Ludwig war von dieser Rede so beeindruckt, daß er seinen Vater bestimmte, Schelling durch Ernennung zum Generalsekretär der bildenden Künste für München zu gewinnen. Fritz Jacobi (1743–1819), Freund Wielands, Lavaters und des jungen Goethe, als philosophischer Schriftsteller von seinem religiös-orthodoxen Standpunkt aus Gegner Spinozas und Kants, war Schellings Vorgänger von 1807 bis 1812; er gründete den Glauben auf das Gefühl und wandte sich in seiner Schrift »Von den göttlichen Dingen« (1811) auch gegen Schelling. Der andauernde Streit veranlaßte 1812 Schellings Rücktritt vom Präsidium der Akademie. Von 1818 bis 1821 war Schelling auch Sekretär der Philosophisch-Philologischen Klasse der Akademie der Wissenschaften, von 1827 bis 1842 deren Präsident.

Eduard von Schenk beantragte 1827 (April 18) Schellings Ernennung zum Generalkonservator der wissenschaftlichen Sammlungen des bayrischen Staates – mit ausführlicher Begründung: nur ein Mann »von der vielseitigsten wissenschaftlichen Bildung, von anerkannter Rechtlichkeit und Unparteilichkeit, von großer Festigkeit des Charakters und von entschiedenem, die gelehrte Autorität der übrigen Konservatoren überwiegendem Rufe« könne mit Erfolg den Posten eines Generalkonservators bekleiden. Vom Ausland jemand zu berufen, erscheine bedenklich. Schelling allein sei geeignet. »Man kann ohne Übertreibung behaupten, daß diesem tiefsinnigen Philosophen keine Stelle im Gebiete des menschlichen Wissens fremd geblieben sei, sein Genius umfaßt neben der spekulativen Philosophie die gesamte Naturwissenschaft, die Geschichte, die Philologie und die Kunst. Es ist daher von ihm nicht zu befürchten, daß er eine der seiner Leitung anvertrauten Sammlungen mit partiischer Vorliebe behandeln werde, seine Rechtlichkeit ist anerkannt und gewiß wird über seine vorzügliche Befähigung zu jener Stelle in Bayern, ja selbst im übrigen Deutschland nur *eine* Stimme herrschen.« – Zugleich sei Gelegenheit, wie Schenk anfügte, Schellings Gehalt zu erhöhen. Er bezog bisher 3000 Gulden, nun kamen 1500 Gulden für seine Dienste als Generalkonservator hinzu. Als Vorstand der Akademie

der Wissenschaften erhielt Schelling eine Zulage von 500 Gulden. – Im Schreiben vom 21. Mai 1827 teilte Schenk dem König mit, von Schelling einen Brief erhalten zu haben, in dem es u. a. hieß: »... Was an der Bestimmung meiner Verhältnisse mich vorzüglich erfreut, ist, daß sie mir soviel Muße und Freiheit läßt, mich dem Beruf als Lehrer zu widmen. Wie oft habe ich es mit Wehmut empfunden, in Bayern so bald als Lehrer verstummt zu sein und besonders, daß mir nie der Beruf geworden, unmittelbar auf die eigentliche bayrische Jugend zu wirken, von der ich immer viel gehalten, aber besonders, nachdem ich sah, wie in der kurzen Zeit der Blüte von Landshut so manche trefflichen Köpfe erweckt worden und wie von dort aus binnen wenigen Jahren ein ganz anderer Geist unvermerkt über Bayern sich verbreitet hatte.«

Schelling las 1827 an der Münchner Universität Geschichte der Philosophie von Descartes bis Hegel. Sulpiz Boisserée, im gleichen Jahre nach München übergesiedelt, wurde sofort Schellings Hörer und rühmte – in Briefen an Goethe – die »Klarheit, Sicherheit, Mannigfaltigkeit und Kunst seiner Darstellung«. – Ernst von Lasaulx, der 1828 bis 1830 Schellings Vorlesungen über die Weltalter, über die Philosophie der Mythologie und der Offenbarung hörte, schrieb hierzu, voll Bewunderung für eine Denkungsart, die schwerflüssig ernst, in langem Atem prüft und baut, Glaubensformulierungen gibt zu erfüllender Lebenslehre: »Seine Gewalt über die Sprache ist unbeschreibbar, seine Darstellung dämonisch, hinreißend.« – Magnus Jocham (1808–1893), nachmals Professor der Theologie und Schriftsteller (»Johannes Clericus«), hörte Schelling »fast ununterbrochen« durch sechs Semester. Er gedachte des Philosophen, der manchem Zeitgenossen tatsächlich durch christliche Umdeutung ein Wegbereiter zum Offenbarungsglauben wurde, mit dankbarer Hochachtung in der dreibändigen Selbstbiographie »Memoiren eines Obskuranten« (1852/54): »Es war mir immer eine außerordentliche Freude, aus dem Munde Schellings die Bestätigung der göttlichen Wahrheiten der katholischen Religion zu vernehmen. Ich hatte in früheren Jahren allerlei Einwände gegen die Möglichkeit einer Auferstehung von den Toten gehört, worüber mir manche Bedenken gekommen waren. Nun war es mir entzückende Wonne, aus dem Munde Schellings den 11. Glaubensartikel bewiesen zu hören... In der Philosophie kannte man damals keine höhere Autorität als Schelling... Noch erinnere ich mich, wie Schelling einst eine ganze Stunde über das Verlangen der Völker nach einem Erlöser gesprochen hat. Es war eine Art Erklärung des 53. Kapitels von Isaias. Die messianischen Stellen dieses Kapitels trug er mit einem Ernste vor, daß man meinte, den Propheten selbst zu hören und das Lamm, das all unsere Krankheiten auf sich

genommen, mit eigenen Augen zu schauen. Es mag das Ganze in dogmatischer Hinsicht nicht ganz korrekt gewesen sein; allein, mir war es doch eine Bestätigung der Lehre von der Notwendigkeit einer Erlösung durch göttliche Stellvertretung.« – Gegenstimmen verlieren sich fast im Ruhmeschor, in einem nicht selten billigen Behaupten von letzter Größe und Wirkung. Pecht z. B. urteilte stilgemäß barock: »Ich hörte den Propheten, dessen auffallende Häßlichkeit, kurze, untersetzte Figur, kahler Schädel, aufgestülpte Nase und ungeheurer Mund mich sehr lebhaft an einen voll Selbstbewußtsein orakelnden Nußknacker erinnerten. Jedenfalls war er das Ideal eines schwäbischen Magisters. Von dem, was er sagte und das hundert Federn so gläubig nachschrieben, daß man ihr Kratzen unaufhörlich... hörte, da ward mir von alledem so dumm, als ginge mir ein Mühlrad im Kopf herum.«

Schelling, »der Philosoph«, vielen damals eine Welt, galt lange als Glanzpunkt der Münchner Universität, von Anfang an ins vorderste Blickfeld gerückt, begleitet von der Hoffnung der romantischen Generation, er werde Kant »aus dem Sattel heben«. Sailers Freund, der Landshuter Dogmatikprofessor Patricius Benedikt Zimmer, hatte schon – wie Jakob Salat in seinen »Denkwürdigkeiten betreffend den Gang der Wissenschaft und Aufklärung im südlichen Deutschland« mitteilte – das Erscheinen der ersten Werke Schellings überschwenglich erwartungsvoll begrüßt: »Jetzt haben wir die wahre Philosophie.« – Schellings Kollege an der Theologischen Fakultät, der Exeget Franz Joseph von Allioli (aus Sulzbach in der Oberpfalz, 1793–1873), berühmt durch seine sechsbändige deutsche Bibelausgabe nach der Vulgata (1830/37), äußerte sich nicht weniger begeistert. In seinem Buche »Schelling in München« (1845) überlieferte Jakob Salat Alliolis Freudenschrei: »Einen Menschen wie Schelling erschafft Gott nur alle tausend Jahre einmal!«

Zu Beginn seiner Münchner Lehrtätigkeit stand Schellings Philosophie unter dem Einfluß des Theosophen Franz Xaver von Baader, seines – zehn Jahre älteren – Kollegen in München, und des schlesischen theosophischen Mystikers Jakob Böhme. Über Franz Xaver von Baader, »unter den mystischen Philosophen der nachkantischen Zeit unstreitig der erste, gleichsam ein geborener, nicht erst gewordener Mystiker« (Kuno Fischer), dessen Schriften auf Schelling unverkennbar stark eingewirkt haben, urteilte Karoline Schelling, geborene Michaelis, im Brief vom 31. Januar 1807: »Ein divinatorischer Physiker, einer der herrlichsten Menschen und Köpfe, nicht nur in Bayern, sondern Deutschland.« – Auf Baaders und Böhmes Einfluß gründet die entschiedene Wendung Schellings zum Mystizismus. Die »Vorlesungen über positive Phi-

losophie der Mythologie und Offenbarung«, mit der Schelling seine Münchner Lehrtätigkeit begann, sind ein großer, empfindungstiefer Versuch, die gesamte Geistesgeschichte der Menschheit in pantheisierender Weise als fortschreitende Vertiefung ihres religiösen Bewußtseins oder als Selbstoffenbarung Gottes zu verstehen und zu erklären.

Die Frage, was die Zeitgenossen – und damit auch Maximilian II. – an Schelling so überaus fesselte, beantwortete Karl Jaspers mit geschärfter Klarheit des Blicks: »Er hat die Höhenlage der Philosophie neu bewußt gemacht, er hat den Sinn für Größe geweckt. Sein Denken löst uns von alltäglichen Selbstverständlichkeiten, läßt uns das Endliche als Endliches begreifen, im spekulativen Aufschwung uns des Seins vergewissern. Wir gelangen in wundersame Möglichkeiten der Philosophie, wenn wir uns nicht mitziehen lassen in die täuschenden Befangenheiten seiner konkreten gnostischen Anschauungen der Natur, des Mythos, der Offenbarung.«

Für Ludwig I., der die Ruhe der Wahrheit allein im Glauben empfing, war Schelling ein christlicher Philosoph: ihn für die nach München verlegte Universität gewonnen zu haben, erschien dem König damals (1827) so viel wie ein Schlachtensieg. Schelling selbst schrieb Goethe am 22. September 1827: »... Unser entschlossener König (Sie kennen ihn aus seiner Empfindung für Sie und es bedarf keines tiefer bezeichnenden Epithetums) hat allem Bedenken insofern ein Ende gemacht, als er mich auf eine Weise, der ich widerstehen nicht konnte, nicht durfte, in die Notwendigkeit gesetzt hat, wenn nicht von den Dächern, doch an einem Orte, wo es der Mühe lohnt, vom Katheder zu predigen, wofür ich in der weitem Welt das Bedürfnis zwar immerfort wachsen, aber noch immer für mich nicht völlig gereift seh'.« – Goethe, den Ludwig I. am 28. August 1827 in Weimar besucht hatte, versicherte Schelling seinerseits im Brief vom 26. Oktober d. J.: »... es macht die Art, wie er sich uns zu nähern geneigt war, eine Epoche in meinem Leben, glänzend wie die, welche ihm in der Weltgeschichte bereitet ist«. Davon sprach Schelling auch in einem Vortrag am Vorabend des Ludwigtages 1829: »... Goethe, seit fünfzig Jahren Anführer der deutschen Literatur, unter den Königen vorzüglich unserem Könige wert und von Ihm auf eine des Herrschers und des Dichters gleich würdige Weise geehrt...«

Im Gegensatz zu Maximilian II. war Ludwig I. keine philosophische Natur. Sein starker, (sehr) ersichtlich einfacher kirchlich-katholischer Glaube bedurfte tatsächlich keiner besonderen philosophischen Spekulationen, zeitlebens fern dem Fangdämon des Zweifels, des faustischen Ungenügens, in heiterer Weltzugewandtheit allbejahend aus der Grundsicherheit, einem höheren Willen ergeben. Ergeben zugleich in das Unerklärliche, voll Vertrauen in seine Bestimmung, blieb er frei von Bangnis, dunkelsten Fragen grundsätzlich abgeneigt: Fragen einer Tragik ohne Schuld, eines Unterganges ohne Sinn und Trost. Er wußte aus dem Glauben, was lohnt, den Jammer dieses Daseins zu ertragen. Religion war ihm das eigentliche Grundwahre. Der unphilosophische Zug erweist Hemmungen und Grenzen seiner Natur. Am 24. Oktober 1843 z. B. fügte Ludwig I. einer Notiz über die Schelling-Übersetzung der Marchesa Marianna Florenzi das persönliche Bekenntnis hinzu: »Mit philosophischen

Werken gebe ich mich nicht ab; der letzte, den man liest, hat recht, pflegte ich zu sagen (auch – Hofbibliothekar – Lichtenthaler äußerte sich gegen meines Sohnes Max philosophische Studien; kein Hund wird unter dem Ofen damit vorgelockt, sprach er).« – Marchesa Florenzi (1802–1870), die Ludwig I. beim Karneval in Rom kennengelernt hatte und in lebenslanger Freundschaft nicht weniger als 1902 (2014?) königliche Briefe empfing, führte über Schelling, »der das Unglaubliche und Nichtbegreifbare, von dem die heilige Wahrheit umgeben war, weggeschält hat«, seitenlang das Gespräch. Als sie erfuhr, daß Ludwigs ältester Sohn ein Schelling-Verehrer sei, bezog sie auch Maximilian in ihren philosophischen Briefwechsel ein und umschrieb die Einheit des Zusprechenden romanisch brillant. Das Resultat ihrer Schelling-Studien weckte Ludwig Unbehagen, naiv orthodox: »Die Heilige Schrift ist ein Werk der Poesie und nichts weiter!« – Bedeutung und Größe des Philosophen, das ihn Auszeichnende, das Maximum geistiger Möglichkeiten, die Führung des erkennenden Menschen durch Wissen und Spekulation, die Weisheit philosophischer Mitteilung hat Ludwig I. dennoch erkannt und anerkannt. So huldigte er Schelling in einem Brief aus dem Jahre 1845: »Glückwunschsreiben erwidre ich in der Regel nicht, aber hinsichtlich Ihrer mache ich eine Ausnahme, da Sie nicht nur eine Ausnahme sind, sondern Deutschlands größter Weltweiser, aller, die jetzt leben.«

Philosophie entbindet das im Menschen verborgene Ruhende, sie kann ihm nicht etwas geben, was er nicht schon besitzt. Weiterhin: »Philosophie soll einmal und kann ihrer Natur nach keinen Einfluß ausüben als durch freie Überzeugung, sie muß mit jedem von vorn anfangen, denn kein Mensch kann für den andern glauben, oder für den andern überzeugt sein.« Überdies: »Meine Gabe zu lehren kann sich nur äußern, wo sie mit Vertrauen und Zuversicht unbeschränkt sich äußern darf, wo freiwillige Neigung des Herzens und Geistes ihr entgegenkommt. Gezwungenen Hörern bin ich stumm. Zwang findet eigentlich nur statt, wo es bloßes Lernen gilt.«

Ihre vornehmste Absicht ist, den Menschen »von dem Zufälligen, das der Leib, die Erscheinungswelt, das Sinnenleben zu ihm hinzugebracht haben, zu scheiden und auf das Ursprüngliche zurückzuführen«. – Mit hohen Erwartungen sprach Schelling allzeit von seinen Hörern, denen die spekulativen Ideen kein »Gegenstand einer müßigen Beschäftigung« bleiben könnten: »Sie werden zum Gesetz unseres Lebens.« In den »Weihestunden« des akademischen Studiums werden »die großen Entschlüsse gefaßt, die Ideen empfangen, die nachher in die Wirklichkeit hervortreten sollen: hier muß jeder die Aufgabe seines Lebens finden und erkennen. Glaube keiner, daß in der Folge ihm etwas entstehen könne, wozu er nicht hier schon den Grund gelegt, oder daß ihm irgendein Werk, das er das Werk seines Lebens nennen möchte, gelingen könne, das nicht hier wenigstens schon als Ahndung vor seiner Seele gestanden. Selbst Träume der Jugend – blieben sie auch Träume – sind nicht ohne Bedeutung, wenn sie für das künftige

Leben dem Gemeinen unzugänglich machen«. Es »sollen jene großen das menschliche Bewußtsein aufrechterhaltenden Überzeugungen gewonnen werden, ohne die das Leben keinen Zweck hat, und darum aller Würde und Selbständigkeit entbehren würde«.

Schellings Überlegungen zum Studium der Philosophie zielten auf keinen Hörerkreis ab, der schöpferische Denker in der Philosophie will: »Die Meisten studieren nicht Philosophie, um wieder Philosophen zu werden, sondern um jene großen zusammenhaltenden Überzeugungen zu gewinnen, ohne die es keine Selbständigkeit der Gesinnung und keine Würde des Lebens gibt.« Philosophie als Erweckung und Reinigung, als Werk der Freiheit will den Zustand erreichen, wo sie übergeht in Leben, in die Wirklichkeit eines geistigen Seins, das Sittlichkeit ist, Erkenntnis und keiner Lehre mehr bedarf.

Es muß so gewesen sein – in der Annäherung an Schelling wußte jeder: ein unendliches Begegnen geschieht. Hier war Führung, in Rede und Schrift, mit allem Helferwillen; hier öffneten sich geistige Horizonte, die das Leben, das Weltsein unendlich überschreiten, das Ewige im Augenblick »schauen« lassen, gleichsam aufgenommen in die große Harmonie. »Schelling, wie ein Edler aus dem Stamme der Krieger in Indien, war zum Kampfe geboren und bestimmt: zu einem Kampfe, der als Preis seines Sieges nur den Frieden: den bleibenden Frieden des Geistes sucht«, so rühmte »den Meister und teuren Freund« einer seiner getreuesten Schüler, Gotthilf Heinrich (seit 1853 von) Schubert, in »Der Erwerb aus einem vergangenen und die Erwartungen von einem zukünftigen Leben« (Bd. 2, Abt. 2, 1855, 440), einer 1674 Seiten umfassenden »Selbstbiographie«, Schelling gewidmet – wie der Verfasser bekannte: »dem Einen, der ihm unter allen anderen Lehrern seiner Jugend für sein inneres wie äußeres Leben der einflußreichste, gesegnetste war und geblieben ist. Denn was der alte Schüler auf Erden hat und geworden ist, das verdankt er nächst Gott diesem Lehrer«.

Schubert, Naturforscher und Philosoph, 1780 in Hohenstein (Erzgebirge) geboren, 1860 in Laufzorn bei Grünwald gestorben, war zunächst Arzt in Altenburg, von 1809 bis 1816 Direktor der Realschule in Nürnberg, seit 1819 Professor der Naturgeschichte in Erlangen, seit 1827 in München, legte seinem Denken Schellings Naturphilosophie zugrunde, von weitreichendem Einfluß auf die Romantik: auf Friedrich und August Wilhelm Schlegel, auf Kleist, E. T. A. Hoffmann u. a., durch viele populärwissenschaftliche Schriften zur (romantischen) Naturphilosophie, die er auch mit einer Geschichtsphilosophie verbindet, über okkulte Phänomene usw. Sein mystischer Theismus, ins Okkulte ausschwingend, versteht das Gesamt der Natur als einen allbeseelten Kosmos, durchwaltet von einheitlichem Gesetz, vom Grund bis zur Scheitelhöhe, mit

– vollkommenem – metaphysischem Begriff, der das Ganze, Elemente und Wesen, göttlich, heilvoll weiß (empfindet). – Schubert, Verfasser einer »Geschichte der Seele« (1830; ⁵1878) und der »Ahnungen einer allgemeinen Geschichte des Lebens« (3 Bde., 1806–1820), berief sich u. a. auf den theosophischen Mystiker Jakob Böhme (1575–1624), »diesen prophetisch erleuchteten Seher einer verborgenen Weisheit, der mir durch Schelling bekannt und innig wert geworden war« (ebd. Bd. 2, Abt. 1, 1855, 61). – Weckend und antwortend auf viele Fragen war auch der »weitberühmte Meister des Wissens« in München, Franz von Baader, »der Meister in der Kunst: durch großartige Umrisse der Gedanken die Höhen wie die Tiefen zu bezeichnen, in die das Gebiet des geistigen Erkennens wie des Glaubens (das Eine mit dem Anderen, das Erste nicht ohne und nur durch das Andere) sich zu erheben und zu versenken vermag. Der seltene Mann hatte einen solchen lebendigen Eifer und eine so kräftige Gabe, andere Seelen zum Aufmerken auf Das zu wecken und zur Erkenntnis Dessen hinzuführen, was ihm des Erkennens würdig erschien, daß ich kaum jemals sonst bei einem anderen Lehrer gleich in der ersten Stunde so wesentlich viel gelernt habe, als bei ihm. Da gab es keine Einleitung noch lange Einladung; er führte mich alsbald in die Mitte seines großen Epos, er setzte mich sogleich als Tischgenossen zu seiner reichen, geistigen Mahlzeit hin...« Baader regte Schubert u. a. »zum aufmerksamen Lesen von St. Martins Schriften« an, zur deutschen Bearbeitung seines »Esprit des choses«, die 1811 mit einer »gehaltvollen Vorrede« Baaders (bei Reclam in Leipzig) erschien. – Ein »wissenschaftlicher Leitstern« war ihm auch Johann Wilhelm Ritter, »der geistvolle Physiker«, Sohn eines Pfarrers zu Samitz (bei Hagenau) in Schlesien, »von gleicher Liebe zu der Wahrheit, die nicht von unten her, von Menschen ist, ergriffen...«

Schubert hatte Ritter in Jena kennengelernt; dort war er auch Schelling erstmals begegnet, aufgenommen in einen Kreis, der Männer »aus den verschiedensten Landschaften« umfaßte, »mit den Theologen zugleich Juristen und Mediziner, unter ihnen auch gereifere Männer, die den Lauf der akademischen Studien längst zurückgelegt hatten, oder von anderem Stande waren als dem der Gelehrten«, durch »wissenschaftlichen Gemeinsinn« zusammengeschiedet »zu einem Bunde der Seelen, der bei dem Hinausgehen seiner Mitglieder in die verschiedensten Richtungen des bürgerlichen Lebens nichts von seiner anfänglichen Festigkeit verlor«. – Schubert, nachmals Mitarbeiter Schellings in München, ganz erfüllt von seinem Lehrer, der ihm »väterlicher Freund«, »ein Retter aus der Not, ein Begründer seines Erdenglückes« wurde, fragte immer wieder selbst nach dem Wesen und der Besonderheit des Großen, das ihm und anderen Schelling verkörperte, als eine Beglückung ohnegleichen, die so nie wieder erscheint, Fülle und Unersetzlichkeit ist: »Was war es, das Jünglinge wie gereifte Männer von ferne und nahe so mächtig zu Schellings Vorlesungen hinzog? War es nur die Persönlichkeit des Mannes oder der eigentümliche Reiz seines mündlichen Vortrages, darin diese anziehende Macht lag? Allerdings, wenn ich aus eigener Erfahrung sprechen darf, wie ich ihn Eindruck, den diese Persönlichkeit machte, von so ungemeiner Art, wie ich ihn bei keinem anderen Universitätslehrer meiner Zeit gefunden. Schelling war, als ich ihn hörte, seinen Jahren nach ein Jüngling unter uns Jünglingen; die Ehrerbietung, mit der wir alle ihn beachteten, galt einer anderen, ein in seinem ganzen Wesen liegenden Würde, als jene ist, die das höhere gereifte Alter und die vieljährige Erfahrung einem ergrauten Haupte verleihen. In seinem lebendigen Worte lag eine hinnehmende Kraft, der, wo sie nur einige Empfänglich-

keit traf, keine der jungen Seelen sich erwehren konnte. Es möchte schwer sein, einem Leser unserer Zeit, der nicht, wie ich, jugendlich teilnehmender Hörer war, es begreiflich zu machen, wie es mir, wenn Schelling zu uns sprach, öfters so zu Mute wurde, als ob ich *Dante*, den Seher einer nur dem geweihten Auge geöffneten Jenseitswelt, läse und hörte. Der mächtige Inhalt, der in seiner, wie mit mathematischer Schärfe in Lapidarstil abgemessenen Rede lag, erschien mir wie ein gebundener Prometheus, dessen Bande zu lösen und aus dessen Hand das unverlöschende Feuer zu empfangen die Aufgabe des verstehenden Geistes ist. – Aber weder die Persönlichkeit noch die belebende Kraft der mündlichen Mitteilung konnten es allein sein, die für die Schelling'sche Philosophie, alsbald nach ihrem öffentlichen Kundwerden durch Schriften, eine Teilnahme und eine Aufregung für oder wider ihre Richtung hervorriefen, wie dies vor und nachher, in langer Zeit keine andere literarische Erscheinung ähnlicher Art vermocht hat. Hier mußte dies einzig der Inhalt für sich selber tun...«

In Schelling sah Schubert einen Geist am Werk, der das Sein und Wesen aller Dinge, des Ganzen in Einem erfaßt, den beseelenden Allzusammenhang, mit bewunderungswürdiger Spürkraft ins Hinüber und Drüber: »...jenes Innenwerden einer geistigen, göttlichen Wirklichkeit, in der wir selber leben, weben und sind, ist der höchste Gewinn des Erdenlebens und des Forschens nach Weisheit... Ja, wie ich dies vorhin andeutete, nicht in der Persönlichkeit, nicht in der Gabe der Rede lag die Macht, durch die Schelling mit seiner Philosophie so allgemeines Aufmerken weckte, sondern in ihrer *inneren Wahrheit*. Schelling sprach mit Überzeugung aus, was er selber geistig geschaut, erfahren hatte, und diese Überzeugung von einem Etwas, das wirklich so ist, teilte sich anderen in siegreicher Kraft mit...«

»Um Schellings jetziges System richtig zu fassen«, meinte Johann Michael Sailer im Brief vom 14. Juli 1803 an Jakob Salat (1776 bis 1851), seinen Freund und Schüler (in Dillingen), seit 1802 Professor der Moral- und Pastoraltheologie am Lyzeum in München, seit 1808 Professor der Philosophie in Landshut, »muß man bloß seine Naturphilosophie, seinen Bruno und seine neue Zeitschrift für die spekulative Physik, nicht aber seine frühern Ansichten im Nietammerschen Journal, die er jetzt selber nimmer ganz anerkennt, studieren... Der *grobpersiflierende* Ton, der noch nie Schellings System darstellte und ernstlich widerlegte, sondern bloß lächerlich machte – in der Münchner Literaturzeitung – müßte auch ganz wegfallen, wenn eine solide Beurteilung in diesen Zeitungsblättern sollte möglich werden... Noch ein Wort: Erinnern Sie sich an die Zeit, in der Kant als Sonne aufging: jeder, der wider ihn ein Wort sagte, hatte ihn mißverstanden. Nun ist Schelling die aufgehende Sonne: Wer also nicht die Sache von Grund aus durchschaut, mag der Morgensonne nur zu Mittag verhelfen – durch alles, was er wider sie sagt. Den *levi brachio* läßt sich der Mann nicht widerlegen, schon aus dem Grunde, weil das Ei, aus dem der Sonnenvogel herauskam, denn doch in der kritischen Schule gelegt war. (Am Rande:) Und ich will noch etwas beisetzen: Wem die Henne und das Nest heilig ist, dem muß es von Rechts wegen auch der neue Vogel

sein!« – Schellings »Erster Entwurf eines Systems der Naturphilosophie« erschien (Jena) 1799, sein »Bruno oder Über göttliche und natürliche Prinzipien der Dinge. Ein Gespräch« (Berlin) 1802, seine »Einleitung zum System der Naturphilosophie oder Über den Entwurf der spekulativen Physik« (Jena) 1799.

Schon 60jährig, wurde Schelling – seit 1827 Professor der Philosophie in München, zugleich (seit dem 11. Mai d. J.) Generalkonservator der wissenschaftlichen Sammlungen des Staates – im Dezember 1835 als Lehrer des 24jährigen Kronprinzen Maximilian berufen. In diesem Manne offenbarte sich dem Jüngling wie dem König bei gleichbleibend empfänglichem Gemüt eine unmittelbar ins Leben eingreifende geistbildende Kraft, deren Einfluß sein ganzes Denken mit bestimmter und selbst Rankes Bedeutung im geistigen Leben Maximilians übertraf. Auf der Grundlage eines exklusiven geistigen Unterrichts – die Privatkollegs reichen bis ins Jahr 1840 – erwuchs nachmals auch ein ebenso inniges wie dauerhaftes menschliches Verhältnis zwischen dem weltberühmten Lehrer und seinem hohen Schüler, dem auch hier das spontane Bedürfnis eines schriftlichen Gedankenaustausches eignet sobald sie sich räumlich getrennt fanden. Dies war v. a. in den ersten Jahren der Fall, da der bayrische Kronprinz mehrmals (für Wochen) nach Italien reiste oder häufig auf Burg Hohenschwangau weilte. So bekannte er dem Philosophen am 1. Oktober 1837: »Eine wahre Sehnsucht habe ich oft nach Ihnen, mein innig verehrter Lehrer, wie oft gedenke ich in diesen stillen Bergen und an diesen Seen unserer mir so wichtigen Gespräche...« – Aus Darmstadt schrieb er Schelling am 29. September 1841: »... Ich hing stets, ich kann sagen mit kindlicher Ehrfurcht an Ihren Lippen, mein verehrter Lehrer.« Eine Wertschätzung, so eindrucksmächtig, allein zu gesteigertem Lobe fähig und bereit. Ihr Briefwechsel, der 1836 (Juli 27) mit einem Schreiben Maximilians beginnt und mit einem Brief des Königs an Schelling (vom 21. Mai 1854) endet, umschließt einen Zeitraum von achtzehn Jahren. –

Schellings Lehre war und blieb Maximilian eine unausgesetzte Forderung an das Denken. Mit der ersten Lektüre bereits ist eine unabsehbare Fortsetzung eingeleitet. »In der ländlichen Ruhe Meiner alten Burg«, schrieb ihm Maximilian am 31. Dezember 1842, »habe Ich Mich neuerdings mit Meinem Lieblingsstudium, mit Ihrer Philosophie, beschäftigt«. Im Brief vom 23. August d. J. hatte Maximilian dem Philosophen versichert: »Kein Tag vergeht fast, wo ich Ihrer nicht in Liebe gedenke. Ihre Hefte folgten Mir auch bis hierher, Meine beständigen Begleiter auf Reisen, Mich stets zu erwärmen und zu kräftigen an dem gewaltigen Geiste, der sie durchdringt. Welcher Tag der Freude für Mich, wenn Ich die

versprochenen erweiterten Aphorismen Ihrer Philosophie der Offenbarung erhalten werde, gerne will Ich Mich gedulden, wenn Ich nur einmal doch Meine Hoffnung erfüllt sehen werde.« Überglücklich aus der Überzeugung heraus, »in den Geist dieser herrlichen Lehre eingedrungen zu sein«. Überströmend im Bekenntnis: »Nach Gott betrachte Ich Sie als die Quelle, aus der Mir am meisten Licht und Begeisterung zuströmt für die schwere Aufgabe Meines Lebens!« Sie schloß ihm das Unendliche auf, über Fragen die grundlose Tiefe, aus dem Glauben das Werdewesen zum Sein, zur Höhe. – Kronprinz Maximilian, seit 1839 (August 19) Ehrenmitglied der Kgl. Akademie der Wissenschaften, war erfüllt vom Suchen eines Ganzen, im Fragen intensiv ergriffen von dem geistigen Gehalt allen Daseins, auf Haltepunkte bedacht im Innwerden der absoluten Vergänglichkeit, begierig, hinter allem Scheinen und Schein die ewigen Wesenheiten zu sehen, auch einem kritischen Wissen zugewandt, das seine Grenzen weiß. Schelling schrieb ihm 1840 (September 7) mit Recht: »Ew. Kgl. Hoheit Teilnahme für Wissenschaft bleibt sich unter allen Umständen gleich.« Und er konnte ihm ohne Schmeichelei versichern: »Ew. Kgl. Hoheit haben für Menschliches so viel Sinn und Gefühl.« – Wieder und wieder bekannte Maximilian seine »Sehnsucht«, »aus Ihrem Munde Aufschluß und Belehrung über so manche wichtige Punkte Ihrer herrlichen Philosophie zu erhalten, die Mir sonst nur der kalte Buchstabe mangelhafter Hefte und höchstens Ihre Schüler teilweise beantworten könnten.« Allzeit der Worte begierig, die »aus der Tiefe Ihrer schönen, treuen Seele kommen«. Die auszeichnenden Anreden wiederholen (steigern) sich: »Mein innigst geliebter und verehrter Lehrer, bester Freund«, »Mein Seelenfreund und Lehrer« (dessen Namen er »ewig im Herzen trägt«), »Mein lieber Herzensfreund« – »Sie sind Mir, wie man sagt, so recht ans Herz gewachsen«. Schelling ist – wieder und wieder – »tief gerührt«: »... ich bin nicht wert all der Liebe und Gnade, die mein Kgl. Schüler, wie er sich selbst nennt, mir zuteil werden läßt.« Überfroh dennoch, daß sein Leben, zugebracht in der Mühsal des Denkens, »die schönste Frucht getragen hat: Euerer Kgl. Hoheit unbesiegbare Liebe zu der Philosophie und daß diese Ihnen Geistes- und Herzensangelegenheit geworden ist.« Als ihm Maximilian sein Bild schenkt (»für das ich dem hohen Geber täglich danke«), verspricht er, in dessen Nähe sein Lebenswerk zu Ende zu bringen. Schellings Philosophie – »für Mich eine Lebensfrage«, wie er seinem Lehrer 1843 (November 16) versichert, (»daher habe Ich keine Ruhe noch Rast, bis Mir volle Beruhigung geworden«) – ist Maximilians »treuer Begleiter von Teutschland nach dem südlichen Cap Matapan bis nach dem nördlichen Kiel und von da wieder nach den

heimischen Alpen, wo Ich es, wie gesagt, Satz vor Satz durchsprach«.

Der »inneren Ruhe« bedürftig, ist Maximilian voll Fragen an den Philosophen, und dessen Antworten sind für ihn »wahrlich eine Lebensfrage«. Maximilian weiß, und dies voll Sorge: »Das Amt der Könige wird schwer«, und er darf nicht müßig sein: »...jede Stunde suche Ich zu benützen, Mir das noch Fehlende anzueignen im Wissen und Vermögen«, heißt es z. B. in einem Brief an Schelling vom 12. Februar 1845. – Was er an Schelling besonders liebt, ist der glaubwürdige Ernst, die große Redlichkeit, die Hellsicht für das Zeitalter, das Denken in weitestverzweigten Zusammenhängen, lichthaft, wie Maximilian wähnte, ein merlinhaftes Aufspüren des Mythischen, Mystischen, das wortgewaltige, wertbestimmende Seherium.

Als König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen (1840–1861) Schelling im September des Jahres 1841 als »Lehrer der Zeit« nach Berlin berief, empfand der Kronprinz den Weggang des Philosophen von München wie einen persönlichen Schicksalsschlag. »Wenn noch hundert Briefe Mir dieselbe Nachricht wiederholen, Ich kann es wahrhaftig nicht glauben, daß Sie, Mein lieber, verehrter Freund und Lehrer, Bayern und Ihren, Ich kann wohl sagen, mit kindlicher Innigkeit und Liebe an Ihnen hängenden Schüler so plötzlich verlassen wollen; sagen Sie, was haben wir getan, um dieses zu verdienen? ... vergessen Sie nicht, daß ein Herz ... in Bayern schlägt, in dem keines Ihrer Worte verloren gegangen, noch je verloren gehen wird, das von Ihnen empfangene als eine heilige Schuld betrachtet, die abzutragen, die Aufgabe seines ganzen Lebens sein wird; was Sie *Mir tun*, das tun Sie nicht nur unserem teutschen Vaterlande, sondern, wenn Gott mir hilft, dem gesamten Reiche des Geistes, der Welt! – Gott, wie nötig brauche Ich Sie, wie nötig braucht Sie *Bayern!*« König Ludwig I. selbst hatte dem Sohn Schellings Entschluß nach Athen mitgeteilt, wo der Kronprinz gerade weilte – eine große, hingesunkene kulturelle Vergangenheit vor Augen, »klassisch« im eigentlichen Sinn, ermutigt zugleich aus dem Besonderungs- und Erwartungsinhalt der eigenen kulturköniglichen Ziele. Dem ausgreifenden Willen geht langsam die Sonne auf: wie aus Gründen ewiger Glut emporgeschleudert. Ein Königtum als Vornahme und großes Amt, das – fernsthinordnend – mehrt und nicht bloß vollzieht: das geistige Wachstum lenkt, Kulturzeiten überbrückt. Unvollendbares in die Richtung der Vollendung zwingt. Am Ende unwegdenkbar durch das göltig Erreichte. Unter diesem Gesichtspunkt bedeutete ihm Schellings Übersiedlung nach Berlin einen schier unersetzlichen Verlust an kulturellen Möglichkeiten:

»... Nicht ohne Besorgnis sehe Ich Sie dahin gehen, nicht als ob Ich nach dem Mir gegebenen Versprechen an Ihrer Rückkehr ins Vaterland zweifeln könnte, sondern darum, weil Ich als sein treuer Sohn seine Zukunft im Herzen tragend, um jeden Strahl Ihres Geistes eifersüchtig, der einem andern Lande, wenn auch dem befreundetsten, zukommen soll, da der Weg, den ich für den einzigen halte, meinem geliebten Vaterlande eine bedeutsame geistige Stellung in Deutschland anzuweisen, durch Ihre Anwesenheit in Preußen diesem Lande gezeigt und erleichtert werde, das zu materieller Kraft auch noch die größere Macht, die des Geistes hinzufügt! Was bleibt Bayern noch übrig!«

Wie Robert Prutz (1816–1872), Verfasser der »Politischen Wochenstube« (1843), einer »Stachelkomödie«, Mitarbeiter an Ruges »Deutschen Jahrbüchern«, in seinem wichtigen Epochenbericht »Zehn Jahre. Geschichte der neuesten Zeit. 1840–1850« hervorhob, schlug »die Nachricht von der bevorstehenden Berufung Schellings wie eine Bombe« ein. Die Kunde erschien den Eingeweihten »zu wunderbar, zu abenteuerlich«, um ihr sofort Glauben zu schenken: »Ganz gewiß war Herrn von Schellings Name einer der glänzendsten, die die deutsche Philosophie, die deutsche Bildung aufzuweisen hatte; er hatte um die Entwicklung des deutschen Geistes die unleugbarsten und unvergeßlichsten Verdienste. Aber das alles war nun dreißig Jahre her; reichlich ein Menschenalter hatte den Beweis geführt, daß auch diese Leuchte der Wissenschaft herabgebrannt, auch dieser Brunnen des Geistes erschöpft, auch von diesem berühmten Namen eben nur noch der Name übrig sei...« Schelling hatte Werden und Wachsen lang hinter sich, die hellen Berliner sahen ihn – rundheraus – als »Invaliden« – verdient: gewiß! auch sehr berühmt: unbestritten! Dennoch nur ein »Invalide«, (für sie) zur Null geworden in einer Kette von Resultaten. »Was also sollte er in Berlin? auf dem Lehrstuhl Hegels, seines geistigen Überwinders, was sollte der Mann, der bei Lebzeiten die Obmacht seines erlauchten Nebenbuhlers verstummend anerkannt – und erst als Hegel im Grab lag, hatte er den Mut bekommen, Steine auf die edle Leiche zu werfen.« Mißtrauen, das sich von der Überraschung absplattete und weiterwucherte, fragte inquisitorisch: »Lebte der betagte Philosoph nicht in München geehrt und glücklich? war er nicht geadelt worden, hatte Geld, Titel, Orden? hatte sogar; was er nirgend anders erwarten durfte, in der kimmerischen Nacht, die die Philosophie in Bayern im übrigen umgab, noch eine Art wissenschaftlichen Ansehns und gelehrter Geltung? Was also hätte ihn bewegen können, das sichere und ehrenvolle Otium dieser Stellung aufzugeben? Sogar nach Berlin berufen, was in aller Welt hätte ihn bestimmen können, dem Ruf zu folgen?« Eine Analyse des Argwohns, die der Ärger da anstellte. Als die Hegelianer (»und dazu gehörten dazumal noch fast ohne Ausnahme alle wissenschaftlich gebildeten Leute in Preußen, ganz besonders aber in Berlin.«) endlich zu wissen glaubten, »was man mit ihnen vorhabe und welch Schicksal der Wissenschaft in Preußen bereitet sei«, erhob sich ein »wahres Kampfgeschrei«: »Dieselbe Welle des Zorns ergoß sich über den König, den Minister und Herrn von Schelling selbst; man warf dem Einen seine Romantik, dem Andern seine Einsichtslosigkeit und Schwäche, Herrn von Schelling selbst aber alle möglichen schlimmen Dinge vor, wie Zorn und Ärger sie einzugeben pflegen.«

Die Berliner und Hegelianer, in frischem Anlaufnehmen ihres Zorns, ärgerte nicht zuletzt, »daß so viel Leute aus dem Ausland (denn jedem Einzelstaat damals war Deutschland ja das Ausland) nach Preußen gezogen würden. Stellt berühmte Männer an, es ist uns recht und gehört sich für Preußen, das

überall das Beste haben muß; gebt ihnen auch Auszeichnung, Ehre, Geld – wir haben es ja: aber sucht die berühmten Männer bei uns selbst, laßt nicht die einheimischen Talente darben, während ihr den fremden nachlaßt... – Und am allerwenigsten laßt ihnen nach in Bayern! in dem Lande des Pfaffentums und der Verfinsterung! Was? die abgelegten Zelebritäten Ludwigs von Bayern sollen neu aufgekräpelt werden, um der Regierung Friedrich Wilhelms IV. zum Schmuck zu dienen? um kluge Leute zu finden, müssen die Preußen nach Bayern schicken?! – Der Bürger schlug vor Zorn auf den Tisch und verschwor sich feierlich, der alte König hätte das nicht getan und wenn das so fortginge, so sei es ein übles Ding...« Dem denkenden Leser genügt's! Es ist im Deutschen das Vordringende und Widerstrebende, voll Wunden und Schranken, voll Härte und Schwere, kaum je zur Einheit gelangend, zur (Ahnungs-)Tiefe der Gemeinschaft; im ständigen Aufschub der Lösungen gedeiht die Zwietracht allein.

Kronprinz Maximilian hatte König Ludwig I., der ihm 1841 (Januar 20) erklärend schrieb: »Mein Schwager, der König von Preußen, wünscht Schelling in seinem Dienste zu haben, ich hielt ihn schon einmal zurück, aber Stimme der Vorsehung glaubt er in dem Ruf zu vernehmen. Gutes wirken zu können, ich will ihn nicht daran hindern«, in einem Brief vom 13. Januar d. J. – noch aus Athen – inständig gebeten, »wenn es nur immer möglich, ihn doch ja nicht gehen zu lassen«, und wenig später, am 27. Februar, seine »dringende, kindliche Bitte wegen Schellings Erhaltung für Bayern« wiederholt...«

Um Maximilian Tröstliches zu sagen, schreibt ihm Ludwig I. am 21. März d. J.: »Es ist große Wahrscheinlichkeit, fast Gewißheit, daß Schelling bleiben wird.« Er selbst schätzt den Philosophen außerordentlich, läßt ihm durch den Sohn »Freundliches« übermitteln, nennt ihn bei dieser Gelegenheit »von Teutschlands jetzo lebenden Gelehrten den größten«. Noch im Brief vom 1. März 1842 gelten Ludwigs Grübe nach Berlin Schelling, Alexander von Humboldt und Karl von Savigny, diesem »Kleeblatt großer Gelehrter«.

Unter Friedrich Wilhelm III. (1797–1840) entfaltete Hegel an der Berliner Universität die größte Wirksamkeit, in seiner jüngeren Schule machte sich nachmals ein extremer Rationalismus radikal breit. Nun war Friedrich Wilhelm IV. – mit aller Ersichtlichkeit – bestrebt, diesem System in Glaubenssachen mit Schelling exorzistisch zu begegnen. Um solcher Mission willen ließ der bayrische König den Philosophen ziehen. – Auf Schellings erste Vorlesung in Berlin antwortete der Preußenkönig, voll Vertrauen in die haltungs- und richtungsbestimmende (Stoß-)Kraft der Wahrheitssuche, christozentrisch gegen alle kritische Vernunfttheologie gerichtet: »Es ist höchst erfreulich, in dem tiefen Denker auch den Mann zu finden, der seine Wissenschaft nicht allein zum Gegenstande des Spekulativen macht, sondern sie ins Leben überträgt...«

Schelling war der Weggang von München nicht zuletzt wegen einer »bis zum Wahnsinn fanatischen Partei« verhältnismäßig leicht gefallen. Über die Motive für seine Übersiedlung nach Berlin äußerte sich Schelling selbst in einem Brief vom 5. Februar 1842 an seinen Bruder Karl: »Die Gründe, die ich übrigens habe, den Wirkungskreis in Berlin dem hiesigen vorzuziehen, brauche ich Dir nicht auseinanderzusetzen. Ich verkenne die Vorteile meiner hiesigen Lage gewiß nicht, aber daß man an einem Ort wie Berlin den wenigen Jahren, die man noch zu leben hat, eine höhere Bedeutung geben kann, ist auch gewiß wohl eines Opfers wert.«

Schelling versuchte nach außen hin, seinen Entschluß mit dem Hinweis zu motivieren, dem Rufe einer höheren Bestimmung folgen zu müssen, gab jedoch gleichzeitig seiner inneren Überzeugung Ausdruck, die akademische Wirksamkeit in Berlin, in der Schelling – nach den Worten des preußischen Königs – die Drachensaat des Hegel'schen Pantheismus und der flachen Vielwissenheit wie der gesetzlichen Auflösung häuslicher Zucht bekämpfen sollte, lediglich als einjährigen Urlaub von München zu betrachten. Hieran glaubte sich Maximilian halten zu dürfen und begrüßte Schellings Vorhaben aufs herzlichste: »Eine gesegnete nenne ich die Stunde, die Ihnen den ergriffenen glücklichen Ausweg in die Seele gab.«

Durch Verhältnisse und Aufgaben verschiedener Art gebunden, blieb Schelling nachmals länger in Berlin, willens, hier »eine Burg zu gründen, in der die Philosophie von nun an sicher wohnen soll.« Obgleich er seine Vorlesungen bald einstellte, kam er nicht mehr nach München zurück. Er wandte sich vielmehr von aller Öffentlichkeit ab, da ihn der Wunsch überschlich, in Verborgenheit und Stille zu leben, zu arbeiten, dieses neue Dasein – in einem gültigen Hauptwerk – mit klarerer Wirklichkeit zu umkleiden und in festgegrenzte geistige Linien einzuschließen. So enttäuschte Schelling Maximilians Hoffnungen ebenso wie die Erwartungen seiner Berliner Hörer, denen er bei seiner Antrittsvorlesung feierlich gelobt hatte: »Hiermit weihe ich mich dem überkommenen Beruf, ich werde für Sie lesen, für Sie arbeiten und nicht müde werden, solange ein Hauch in mir ist.«

Über Schelling, den »Großkopft der deutschen Philosophie«, der »am glänzendsten und anspruchsvollsten den olympischen Thron der Philosophie in Deutschland aufgerichtet und zuletzt mit seinen stolzen Gedanken, die sich aber durch ihren Stolz um allen ihren Inhalt gebracht hatten, in einem Winkel der Kirche sich abfindet«, schrieb Theodor Mundt in seiner »Geschichte der Literatur der Gegenwart. Von dem Jahre 1789 bis zur neuesten Zeit« (2. Neubearb. Aufl. 1853, 125, 141, 861) abschließend: »Ein Heros der deutschen Spekulation, Schelling, der aus eingetretener Mangel an Absatz ein Ausverkaufsgeschäft mit

seinen Ideen eröffnet hatte, war auf den Gedanken gekommen, unter einer neuen Firma, die sich positive Philosophie nannte, ... seine Tätigkeit fortzusetzen. Er war es, der im Namen der Philosophie den Bund mit den historischen Richtungen in Staat und Kirche abschloß und mit der heuchlerischen Miene, ein neues Gedankensystem zu vollenden, die trübe und nächtliche Mischung bereiten half, durch die die politische und religiöse Reaktion zugleich mit einem Aufguß verfälschter Ideen sich kräftigen konnte ...«

Friedrich Wilhelm Schelling starb am 20. August 1854 in Ragaz in der Schweiz. Nur in unseren Träumen ist der Tod machtlos. So jäh reißt die Fühlung mit der Wahrheit und dem Bleibenden. Eremitische Weisheit hat das traumtiefe Wort, und das Niemalsgehörte dringt auf sie ein. – Bis zuletzt hatten Maximilian und Schelling einander die Treue der geistigen Nähe über Raum und Lebenszeit hinweg liebe- und verehrungsvoll versichert, sie in einem reichen Briefwechsel aus menschlicher und philosophischer Teilnahme auch der Nachwelt anschaulich bestätigt und übermittelt:

»Wie oft denke ich der glücklichen, mit Ihnen, meinem lieben Herzensfreunde, zu Berlin und namentlich hier in München verlebten Stunden; so Gott will, werden es nicht die letzten sein«, schrieb der Kronprinz z. B. seinem philosophischen Mentor im Jahre 1842. »Ich verdanke Ihnen weit mehr, als ich es auszudrücken vermag; ich wäre sonst geistig verhungert und verdurstet. Eine unaufhaltsame Gewalt treibt mich beständig, stets mehr in alle Tiefen Ihrer herrlichen Philosophie einzudringen und nicht eher zu ruhen, bis ich sie in ihrer Totalität erfaßt und zur Basis, zum Leitstern meiner Lebensaufgabe gemacht!«

Seinem »verehrten Lehrer«, dem »ersten Denker Deutschlands«, wie er ihn – entgegen der Meinung seiner Zeit – bewundernd nannte, errichtete Maximilian II. ein Grabmal auf dem Friedhof der Pfarrkirche St. Pankraz in Bad Ragaz, Bezirk Sargans, Kanton St. Gallen. Noch im Todesjahr des Philosophen beauftragte der König den Architekten Georg Friedrich Ziebland (1800–1873) mit den Entwürfen zu Schellings Monument. In einem Schreiben an Ziebland vom 16. August 1856 versprach die Behörde von Ragaz, »dafür zu sorgen, daß die Ehre, das Grab des großen Toten zu besitzen, stets hierorts anerkannt bleibe, und daß das Denkmal rührender Pietät eines Königs in spätesten Zeiten noch heilig gehalten werde.« – Das Grabmal aus leuchtend weißem Tiroler Marmor, in historisch-klassizistischem Sinne aus antiken Stilelementen gefügt, ist sinnaussagend edel, in klaren Maßen würdigschlicht. Über der Grundplatte erhebt sich ein Sockel mit Fuß- und Kopfprofil. Die Inschrift auf der Vorderseite lautet: »Seine Majestät der König von Bayern/ Maximilian II./ Setzte seinem geliebten Lehrer/ Dieses Denkmal.« Darüber erhebt sich ein rechteckiger Aufbau, der seitlich von Pilastern – ohne Basen – eingefast wird. Das Feld dazwischen trägt unter einem Relief, das Schelling im Kreise seiner Schüler zeigt, die eingemeißelten Worte: »Dem ersten Denker Deutschlands Friedrich Wilhelm Joseph von Schelling Geheimrat und Professor der Philosophie«. – Der recht-

eckige Mittelteil des Grabmals wird seitlich von freistehenden Karyatiden eingefasst, die in ihren – dem Monument zugewandten – Händen Schreibstifte, in den äußeren jeweils eine Tafel halten. Auf der rechten steht: »Geboren zu Leonberg im Königreich Württemberg am XXVII Januar MDCCLXXV«, auf der linken: »Gestorben zu Ragaz am XX August MDCCLIII«. – Über dem mittleren Teil des Grabmals erhebt sich der abschließende Aufbau mit einer Nische. Pilaster, die jonisierende Kapitell-Formen zeigen, schließen vorne die seitlichen Wände ab. Der giebelartige Aufsatz darüber ist mit einem auskragenden, schwach geneigten Satteldach abgegrenzt. Das Giebelfeld zeigt einen Schmetterling in einem Kranz. Der Dachfirst ist hervorgehoben durch ein Akroterion. – Der eigentliche Blickfang ist die tiefe Nische im oberen Teil des Monuments: dort steht die Büste des Toten auf einem – mit jonischen Elementen geschmückten – Sockel. Schon 1852 hatte Maximilian dem Bildhauer Johann von Halbig (1814–1882) – »einem ausgezeichneten Künstler, wohl unübertroffen, was die Ähnlichkeit seiner Büsten betrifft«, wie er dem Philosophen am 21. Februar 1852 versicherte – den bestimmten Auftrag erteilt, Schelling nach dem Leben zu modellieren: »Auf die Erfüllung Meines Wunsches bauend, sende Ich ihn nach Berlin, schon lange sehnte Ich Mich nach Ihrer Büste, die Meines verehrten Lehrers Bild Mir neuerdings vor Augen stellen wird, vor denen des Geistes steht er ohnehin; keine unwürdige Stelle hoffe Ich ihm anzuweisen...« Das fertige Werk stellte ihn zufrieden: »Ihr Büste ist sprechend«, schrieb er dem Philosophen am 14. April 1852. »erhalten Sie Meinen Dank, daß Sie so kostbare Augenblicke deshalb opferten, sie macht mir große Freude, ein Sonnenstrahl fiel auf dieselbe, als Ich sie zuerst erblickte und Mich so recht herzlich an den Zügen des lieben Meisters erfreute!« – Das Grabmal zeigt nur den Kopf des Philosophen: die Vergeistigung betonend, über umgrenztem Feld die Besonderung durch zeugendes Denken und Sinnen, den Lichtwurf im Werdestrom: Saat und Wahl der Gedanken, der Ideen, unabsehbar, welthaltig, todbestimmt der Ewigkeit zu, grenzenlos unsterblich im Wechsel zwischen Festland und Meeresflut, im endlosen Vorwärts der strebigen Vergängnis, aus der Mitte und Tiefe der geschehenden Welt, im Hinsinken der Sonne gleich nach dem Aufgang weisend.

Der Eindruck auf die Zeitgenossen war nachhaltig groß. So rühmte z. B. die Illustrierte Zeitung vom 6. Dezember 1856 (Nr. 701, S. 360) Schellings Gedenkstätte, die Ziebland entworfen und der Münchner Bildhauer Hauser in Stein ausgeführt hat, als »ein Monument, das unter den zahlreichen in diesem Jahrhundert (der Monumente-) errichtet fast die meisten an Wichtigkeit überragt,

ebenso sehr durch die weltbekannte Bedeutung des Gefeierten, als durch die erhabene Stellung des königlichen Mäzens der Gelehrten und Dichter, der es aus liebevoller Dankbarkeit und unbegrenzter Verehrung seinem ehrwürdigen Lehrer setzte«.

Schelling, der Maximilian bei seinem Weggang von München versichert hatte: »Nie werde ich, fände ich auch in Preußen ein geistiges und leibliches Paradies, meine Entlassung von Bayern verlangen«, blieb dem König unvergeßlich: »Wie schmerzlich ist es mir«, hatte er seinem Lehrer »angesichts der »Mir von Meinem Vater gewordenen Trauerkunde des uns drohenden Verlusts« – von Athen aus am 27. Februar 1841 gramvoll bekannt, »gerade jetzt so weit von München zu sein in einem Augenblicke, wo es sich darum handelt, ob Bayern den größten Gelehrten und Ich Meinen besten Freund verlieren soll!« Die Nachricht, »die Mir plötzlich alle Freude nahm«, hatte Maximilian wie ein Schicksalsschlag getroffen, unfaßbar, den Philosophen scheiden zu sehen von Bayern, »einem Lande, über das so lange die Sonne Ihres Geistes erleuchtend und erwärmend geschienen – tausendfältige Saat haben Sie auf seinem Boden ausgestreut und Sie wollen sie nicht reifen sehen.« Der Kronprinz wünschte sich damals »des Demosthenes Beredsamkeit«, Schelling dem Lande zu erhalten, »dessen Stolz Sie nun seit 37 Jahren, wo tausende tatkräftiger Herzen Ihnen freudig entgegenschlagen, nein das können Sie nie und nimmermehr! Bei der gewiß ehrenvollen Aufnahme, die Sie in Preußen finden würden, so knüpfen sich doch bei so vielen heterogenen Elementen nicht so leicht jene Bande der Freundschaft und Liebe an, die Sie in Bayern fesseln, sollten nie Augenblicke kommen, wo Sie vielleicht nicht ohne leises Bangen an dasselbe zurückdächten, wenigstens doch bei der Erinnerung der dort verwaist Zurückgelassenen. Sie stehen zu hoch, als daß Vorteile irgendeiner Art auf Ihr Bleiben oder Gehen Einfluß hätten, dennoch könnte es Rücksichten für Ihre Familie geben, die kein und gerade der beste Vater nicht unbeachtet lassen dürfte; – was nun diesen Punkt betrifft, so kann Ich nicht umhin, Ihnen die Versicherung zu geben, daß Ich es jetzt wie in der Zukunft für meine schönste Aufgabe halten werde, Ihrer ganzen Familie die heilige Pflicht der Dankbarkeit abzutragen, da Ich, solange Ich lebe, Ihr Schuldner bleiben werde, – die Zukunft wird es zeigen, daß dieses keine leeren Worte sind...«

Das Versprechen wurde voll eingelöst, das große Einverständnis trug Früchte in einzigartigem Mit- und Weiterdenken. Schellings Ratschläge in umgreifender Führung blieben leitende Grundsätze seines Kulturkönigtums, im Sinne des Hohen und Gültigen seiner Lehre, ihrer Gehalte, voll Zuversicht, daß ihm der gute Geist des Philosophen zu Hilfe komme, ersichtlich als leitende Instanz: »Dar-

auf soll bei der Wissenschaft, bei aller sonstigen Freiheit gesehen werden, daß die Achtung vor göttlicher und staatlicher Ordnung stets gewahrt bleibe, daß der Mensch das Menschliche dem Göttlichen unterzuordnen habe.«

Auf der Heimfahrt von einer Schweizerreise (1859) besuchte der König in Ragaz wiederholt die Grabstätte des Philosophen, der »so großen Wert darauf gelegt« hatte, wie Schelling ihm vormals (1848 Mai 5) schrieb, »die Welt als das Werk tiefer, wenn auch oft unergründlicher Absichtlichkeit anzusehen«. Stumm bewegt von Erinnerungen an den Mann, seinen »alten verehrten, Meinem Herzen so teuren Lehrer«, der schon im Leben immer wieder – nach einer Briefäußerung Maximilians vom 6. Dezember 1848 – »vor Meine Seele trat mit allem Erhebenden, Tröstenden, das Ich Ihnen verdanke! Sie lehrten Mich von einem höheren Standpunkte die Welt und ihre Erscheinungen betrachten, dem einzigen, der vorzüglich in jetziger Zeit Ruhe und Hoffnung zu gewähren vermag«. Zeitlebens beglückt von Schellings Briefen und voll Verlangen darnach (*»keine andern gewähren Mir diese Seelenwonne und Erhebung!«*), der philosophischen Erörterung begierig, dem gewaltigen Geistesstrom der Spätphilosophie Schellings zugewandt mit ihren Grundbezügen auf Christus und die Offenbarung (*»Wiederbelebung der Religion durch die höchste Wissenschaft; dieses eigentlich ist die Aufgabe des deutschen Geistes, das bestimmte Ziel aller seiner Bestrebungen«*), auch dann noch, als er einzusehen begann, daß die Lehre seines Mentors überholt wurde, als Instanz erledigt war.

Der Briefwechsel mit Schelling bezeugt Maximilians rastloses Bedürfnis nach Erhellung, Klärung, Verdeutlichung, nach Prägnanz der Mitteilung in zahllosen philosophischen und religiösen, politischen und kirchlichen, auf die Verhältnisse der Gegenwart und der Zukunft gerichteten Fragen, nicht zuletzt aus dem Reichtum eines Planens, das im Möglichen das Unfaßbare mit einbeziehen will, mit zwingenden Gründen aus großer Denkungsart, deutlich mit hohem Ethos. Wiederholt bat Maximilian Schelling in »oft aufsteigenden peinlichen« Skrupeln und Zweifeln – religiöser wie philosophischer Art – ihm Bücher zu nennen, worin »Ich Erbauung und Aufrichtung finden könnte«. Dem König war oft merkwürdig traurig und schwer zumute, tief empfänglich für das wehmütige Dichterwort, um so begieriger der erhellenden Durchblicke, gläubig letzten Ahnungen erschlossen: das gibt so manchem Briefgespräch mit Schelling ergreifende Innigkeit. Einsam in fragenden Gedanken vor unabgrenzbarem Dämmerland, im Wissen um den Tod, das Unabänderliche, war ihm die Kette der Fragen an Schelling Bedürfnis. Das blinde, unberechenbare Gesetz des Wel-

kenmüssens, der ewigen Vergänglichkeit, macht die Traumflügel der Seele lastend schwer. Alle Sphären des Werdens sind – hoffnungslos – in eine Vorstellungsbahn des Sinkens, Verglühens, Verwesens gezwungen, graue Todesgewißheit liegt wie Meltau auf allem Irdischen. Die illusionsertrotzte Vorstellung der Einkehr, Rückkehr in den »göttlichen« Ursprung, nach dem spurlosen Vergleiten der Zeit, des Einmündens in den tellurisch-siderischen Urstrom ist mythische Euthanasie.

In Briefen an Maximilian wie im persönlichen Gespräch leistete Schelling, an vielfachen Qualitäten reich, ein dankbar empfangenes Werk philosophischer Seelsorge. Das Große Seiner Lehre brandete dem König erschütternd in die Seele, ans Herz, ergriffen vor so Gewaltigem wie beim Anblick des Meeres oder der Firngebirge. – Maximilian war Schelling Freund in ebenbürtiger Bindung und Hingabe. – Schweigend verharnte der König 1859 am Grab des Philosophen. Noch kurz vor seinem endgültigen Aufbruch suchte er es ein letztes Mal auf, nahm Abschied von den Manen seines Lehrers, von dessen Jahrtausend- und Weltruhm er überzeugt war; gerührt, offen auch der Wohltat zärtlicher Kleinigkeiten, gewährte Maximilian die frischen Blumen auf dem eingesunkenen Grabhügel und dankte der treuen Pflegerin, der Schwester des Pfarrers von St. Pankraz. Ihr übersandte Maximilian wenig später einen kleinen Weihwasserkessel aus Silber. Dem toten Philosophen galt ein letzter Gruß in das schweigende All hinaus.

In der Maximilianstraße ließ der König seinem Lehrer – durch Halbig und Miller – ein ehernes Standbild errichten, dessen Vorderseite die Inschrift trägt: »Schelling, der große Philosoph«. Die Rückseite verkündet: »Errichtet von seinem dankbaren Schüler Maximilian II. König von Bayern«. Das Denkmal wurde an Maximilians 50. Geburtstag enthüllt. Die Festrede übertrug der König Professor Hubert Beckers (1806–1889), Schellings Nachfolger in München. Tags darauf, es war der 29. November 1861, sahen viele den König, gedankenverloren, vor Schellings Statue; in innerem Schauen war Maximilian des Geistes ansichtig, der sich ihm wie ein Gestirn aus dem Nachthimmel hob.

Von der Schönheit der Schelling'schen Sprache und dem Glanz seines Denkstils tief beeindruckt, von einem Manne, der eine Natur war und sich geistig aufs Herrschen verstand und wo immer er auch wirkte, die Behandlung des philosophischen Problems ins Große und Weite hob und allenthalben eine gewaltige geistige Kraft erwies, sah sich Maximilian zeitlebens nicht so sehr zu eigenem Denken ermutigt als zum Überdenken und Durchdenken der wahren Gehalte eines ursprünglich genialen Philosophierens.

Im Januar 1849 verlieh der König dem Philosophen das Großkreuz des Verdienstordens der bayrischen Krone (als »Beweis Meiner alten Liebe und Verehrung«) und ernannte ihn – als einen der ersten – zum Ritter des Maximiliansordens für Kunst und Wissenschaft, den er im November 1853 gestiftet hatte. Schelling dankte dem König mit den Worten: »Nicht nur meinen Bemühungen ist die ehrenvollste Auszeichnung, sondern mir persönlich eine Befriedigung gewährt, die mir bis jetzt durch keine andere zuteil geworden, denn einen Maximilians-Ritter darf ich kecklich und jedermänniglich gegenüber mich nennen, wenn man dadurch einen Ew. Maj. mit Herz und Seele ergeben, zu jedem Dienst bereiten Mann versteht, wobei, da es nur von den Gesinnungen sich handelt, nichts darauf ankommt, wie gering in der Wirklichkeit dieser Dienst sein möge.«

Ein ungetrübtes inniges Verhältnis, das keinem Wandel unterlag. In den Mühen der Selbstentfaltung und Selbstberichtigung sehnte sich Maximilian, weiterstrebend, weiterfragend, nach der Ergänzung im Geist, nach einem Ziele weisenden Lehrer, im Willen, die Spur seiner Tage möge bleiben: durch ein Kulturkönigtum, das ihn mit tiefer Liebe und mit streng empfundener Pflicht erfüllte, nicht einseitig, aber mit bewußter Konzentration: als Lebensgebot, das ihn durchdrang und umklammerte wie eine überpersönliche Macht.

Als Maximilian II. in Rom vor Raffaels Schule von Athen stand, hiervon zutiefst ergriffen, begeisterte ihn dies Erlebnis auch zu einem Sonett, das er – am 5. Mai 1853 – von Ischia aus Schelling übersandte:

»Verloren stand ich vor dem Meisterbilde,
Uns Plato in der Schüler Mitte zeigend,
Sich vor des großen Lehrers Worte neigend,
Vor seines Geistes Riesenkraft und Milde.

Da wars, als wenn auf mich sein Auge zielte.
Dem Platos nicht, dem Deinen, Teurer, gleichend,
Ruht grüßend, liebend es auf mir und schweigend,
Dein Geistesfeuer wars, das in ihm spielte.

Die Männer, die den Meister rings umstanden,
Die großen Denker warens aller Zeiten,
Die in Dir, Hoher, ihren Herrn erkannten.

Du wagst die Klüfte kühn zu überschreiten,
Wozu die Weisen keine Brücke fanden,
Die Gläubige und Denker stets entzweiten.«

Als Schelling 1854 starb, pries ihn Maximilian II. als rastlos Wirkenden trauernd und zukunftsgeuß und ehrte ihn über den Tod hinaus: so steht Schellings Bildsäule in München, seine Büste in der Walhalla, und eine Straße der Residenz ist nach ihm benannt.

Maximilians Briefwechsel mit Schelling, dem die (fast zärtliche) Zuneigung des bayrischen Königs innig wohlthat, wieder und wieder beglückt über »so geist- und seelenvolle als gegen mich huldreiche Briefe«, ist in mehr als einer Hinsicht interessant und aufschlußreich: auf der einen Seite bekundet sich allenthalben ein höchst lernbegieriger, ideenhaschender Nachdenker, den auch schwierigste (und abstruseste) Partien im Werk des Philosophen nicht ver-

zagt oder müde machen, da er sie im Zusammenhang der aufschließenden besonderen Denkgangsart Schellings über der Tiefe bewegendster Grundfragen sehen möchte – stets bemüht, den Standpunkt seiner Lebens- und Weltanschauung durch Ideen zu erhöhen, ein ewiger Schüler, der sich trotz ernstesten Bemühens selbst weniger im Besitze unabdingbarer geistiger Wahrheiten sieht als in der inneren Notwendigkeit eines sehr ernststen unausgesetzten Fragens, zu dem sich die letzte Beruhigung und Gewißheit des rechten Weges nicht einstellen will. Auf der anderen Seite ein Philosoph, der das meiste nicht systematisch, sondern in stoßweisen Einfällen gibt, eruptiv und von schwer erkennbarem inneren Zusammenhang; ein Philosoph, der sich nur allzu leicht in ebenso kühnen wie willkürlichen Ausführungen verliert, Wucherungen einer (oft) kritiklosen Phantasie und einer ungezügelter Spekulation, Wortergebnis ohne geistige Substanz, ohne philosophischen Belang, wirkungsvoll, aber nicht tief, schön, nicht klar, vieles ebenso originell wie unbedacht absurd. Das (häufiger) Gehalt- als Gestaltlose solchen (regulativ brüchigen, im einzelnen freilich kostbaren) Denkens bei rapid leerwerdender Anschauung – nach großartigen Impulsen zum Ergrübeln des Seins – bleibt dem Nachdenken unfäßlich oder schwierig (dennoch faszinierend!): ein vieldeutiges Werk der Freiheit, der Beliebigkeit, das den sucherischen Geist nur selten in nächste Fühlung mit den Gewichten der überzeugenden Wahrheit bringt.

Schellings Philosophie verspricht das Außerordentliche: ein Philosophieren, in dem das Undenkbare nicht Ereignis wird, sondern Besitz a priori, Ausgangspunkt alles Suchens nach der Einheit und Ewigkeit des Seins wie des Denkens. Schellings Sendungsbewußtsein, früh entwickelt und bekundet, sah die Philosophie im Gang der Geschichte auf ihren Gipfel gelangt und erkannte hierin die eigene Aufgabe: sie zu vollenden.

Mit stauender Ergriffenheit vertiefte sich Maximilian zeit lebens in die Gedankengänge der Schelling'schen Philosophie, war des öfteren wohl der Meinung, hierin große, klare Wahrheiten und eigene Einsichten zu Grundfragen und Grunderfahrungen wiederzuerkennen, ohne jedoch zu übersehen, daß in Schellings Seinsdenken sehr oft Frage und Antwort willkürlich Denkrichtung und Sinn ändern und verwandeln. So sah sich Maximilian im Umgang seines Geistes mit den höchsten Dingen zuletzt doch immer wieder mit dem Unendlichen allein gelassen, das ihm Schellings Philosophie in den Anläufen zur Denkbarkeit des Metaphysischen wie in den Situationen des philosophischen Fragens so ergreifend fühlbar machte. Schrieb der Kronprinz dem Philosophen auch am 16. November 1842: »Nach Gott betrachte ich Sie als

die Quelle, aus der mir am meisten Licht und Begeisterung zuströmt für die schwere Aufgabe meines Lebens« – in Wirklichkeit jedoch fand Maximilian in Schellings Philosophie nicht die ersehnte volle Befriedigung, da sie nicht »diejenige Erkenntnis biete, die sie versprache und sich mehr der Phantasie bemächtige, als daß sie Einsicht in das Wesen der Dinge gewähre«.

Es ist nicht zu übersehen, daß jener (jugendliche) Schelling, der in seiner Identitätsphilosophie vormals einen kühnen Pantheismus zu verkünden den Mut hatte, sich zur Zeit ihrer Freundschaft bereits in den Tiefen und Untiefen einer (z. T. abstrusen) theistischen Mystik erging (und wohl verlor), verführt von höchsten Ansprüchen an Philosophie und hierzu verführend. Schellings (unbezweifelbare) Größe als Philosoph wird hierdurch so wenig in Frage gestellt, wie sein objektiver Wert als philosophischer Mentor Maximilians von Bayern, für dessen Denkleben er jedenfalls von sehr erheblicher Bedeutung war. Schellings Philosophie, so fühlte bereits der Kronprinz, ging ihn als geistigen Menschen und künftigen Regenten – im Drange ständiger Selbstprüfung – schicksalhaft an; sie vergewisserte ihn des geistigen und irdischen wie seines königlichen Seins. Sie verlieh seinem geistigen Leben im forschenden Erkennen oft wundersam erregende Weite, gab dem menschlichen Leben die metaphysische Tiefe, nahm Sinn und Geheimnis des Seins wie der Ewigkeit ernst und schwer. Schellings große Art zu philosophieren kam wohl mehr im Gespräch als in der schriftlichen Äußerung zu entsprechendem Ausdruck: es erhielt seinen unvergleichlichen Zug durch Schellings künstlerische Intuition, seine Fähigkeit, große geistige Umrisse zu sehen und zu beleben, Grundstimmungen, in der die ganze Tiefe des Lebens erkannt wird, mit geistiger Schöpferkraft hervorzuheben, den bewegend wundersamen Glanz aufleuchten zu lassen, den er auf allem Großen liegen sah, von dem er nicht müde wurde zu sprechen, um seine Hörer an das Ewige, Bleibende, Dauernde zu gewöhnen.

Schelling konnte nicht leisten, was er selbst und v. a. Maximilian erhoffte: seine Bedeutung ist größer in den (eindeutigen) Anregungen als in den (zweideutigen) Ergebnissen. Zu einem streng durchgegliederten, systematischen Aufbau seiner Philosophie reichte Schellings Kraft nicht aus. Es bleibt bei außerordentlichen Grundgedanken, einem Experimentieren, dem die Geburt einer neuen Welt aus letzten geistigen Möglichkeiten nicht gelang. »Schelling«, so urteilte Karl Jaspers unbestechlich klar, »bleibt groß als jenes Urbild einer erregenden, bezaubernden und enttäuschenden Philosophie, die jederzeit ihre Geltung und ihren Verfall haben kann. Er hat sich nicht überlebt. Er bleibt für immer ein großer Gegner für eine kritische, nüchterne, vernünftige, mensch-

lich maßvolle Philosophie, die doch in den Ansätzen Schellings noch mit ihm verbunden sein kann«.

In folgendem wird versucht, die Bedeutung der Philosophie Schellings auf Maximilians Denken und Handeln sichtbar zu machen, ihre Einflüsse in den Grundzügen bloßzulegen, die empfohlenen Heilmittel auf ihre Wirkung hin zu untersuchen, zu prüfen. Hierfür ergibt sich als eine der wesentlichen Quellen Maximilians Briefwechsel mit Schelling, der insgesamt 138 Briefe umfaßt, von denen der Philosoph nicht weniger als 86 schrieb.

Vorwiegend beschäftigte Maximilian der Gedanke, »auf welche Weise die schroffen Gegensätze zwischen Katholizismus und Protestantismus möglichst gemildert und eine gewiß für ganz Deutschlands Gegenwart und Zukunft segensreiche Annäherung bewerkstelligt werden könnte«. In diesem Anliegen suchte sich der König auch später noch verständlich zu machen: »Der Protestant wird das innerste Wesen des Katholizismus nie ganz verstehen lernen, und dem Katholiken mag es dem Protestantismus gegenüber ebenso ergehen, aber ich glaube, es wird eine Zeit kommen, wo sich beide wieder zusammenfinden in einer neuen Form, die sich dem erfrischenden Luftzug der Wissenschaft nicht verschließt.«

Der Gedanke eines Zusammenschlusses der beiden christlichen Bekenntnisse geht unmittelbar auf Schellings Idee einer alles umfassenden Kirche der Zukunft zurück, der johanneischen, in der die petrinische (katholische) und paulinische (protestantische) sich ausgleichen. Auch Ranke stellte in einem Brief von 1. Oktober 1854 (aus Berchtesgaden an seine Gattin) den bestimmenden Einfluß Schellings auf Maximilian heraus: »Der König ist der erste, der mir vorkommt, der in der Tat etwas von Schelling gelernt hat und durch philosophische Bildung auf Geschichte und Religion der Menschen zurückgekommen ist.« Diese Überzeugung bekannte er dann auch dem König gegenüber bei Gelegenheit seines Berichtes über einen Kondolenzbesuch bei der Witwe Schellings: »Ich sagte ihr: ich halte den König für den besten Schüler Schellings. Das, antwortete sie mir, war auch Schellings Meinung; der es daraus schloß, daß der König bei seiner letzten Anwesenheit, als ihm Schelling eine Mitteilung machte, die er bisher zurückgehalten, in die Worte ausbrach: Das haben Sie mir früher nicht gesagt.«

Auch Sybel äußerte sich in aufschlußreicher Weise über die religiöse Grundhaltung des Königs, deren Ausdruck und Tiefe von Schelling in großer Artung geprägt und geregelt wurde, der Maximilian wohl auch darin bestärkte, daß Ehrfurcht und Toleranz vor den anderen Bekenntnissen zu den (verbindenden) Grundkräften gehören, die gerade das Christentum lehrt. Unabhängig davon hatte Maximilian früher bereits für den Protestantismus eigentliches Verständnis gezeigt, dem er in seiner Jugend zeitweilig näherstand als der

katholischen Tradition und Praxis, wie er auch als Student in der Reformation eine der großen Bewegungen sah, in der sich der menschliche Geist von mittelalterlichem Wahn und Aberglauben zu befreien suchte – blieb Maximilian dann auch von tieferen Einsichten und Bindungen her der katholischen Kirche treu und ergeben, ihrer Lehre, die ihm Herz und Seele befriedigten: »Frühzeitig durch Schellings Anregung auf philosophische Meditation gerichtet, hatte er darin die Bekräftigung seines positiven Christenglaubens gefunden, zugleich aber auch sich über den Gegensatz der kirchlichen Konfessionen erhoben, die er als den Ausdruck der verschiedensten Kulturstufen und Kulturformen begriff und ehrte, ohne sie als das entscheidende Maß für die Fortentwicklung der Kultur anzuerkennen.«

An der Einigung beider Konfessionen war Maximilian auch von patriotischen Erwägungen her lebhaft interessiert, da er hieraus das Heil für ganz Deutschland folgerte und für die Zukunft gesichert glaubte. Die unselige Glaubensspaltung schien ihm Grund und (weiterwirkende) Ursache auch des deutschen Elends der nationalen Uneinigkeit zu sein. – Im Sinne Schellings war für Maximilian die Einheit von Glauben, Wissen und Wollen das letzte, höchste Ziel der Menschheit; Sein und Erkennen, Gegenstand und Vorstellung bedeuteten auch ihm im Grunde eins, und er sah das ihm angeborene Gefühl, Geist und Natur als Eins zu fassen, durch Schellings Philosophie bestätigt, die zwei verschiedene Welten nicht anerkannte, sondern nur eine einzige: die Natur als sichtbaren Geist und Geist als unsichtbare Natur. Die spekulative Genialität des Philosophen half Maximilian also auch, für spezielle Fragen den Weg von der rein philosophischen Überlegung zum Zweckvollen und Vernünftigen ihrer Verwirklichung leichter zu finden. Religiöse Uneinigkeit war ihm Sünde am Geist der christlichen Lehre und Folge der politischen Zwietracht als Saat des Teufels im Lebensgrund der Völker. Solche Überlegungen bestimmten die Intensität seines Einigungsstrebens, das im Grunde freilich geläutert-gegenreformatorisch, nicht aber modern gedacht war.

Mit der Hartnäckigkeit einseitig-ehrlicher Überzeugung ist Maximilian nicht müde geworden, Schelling immer wieder in gewissen Zeitabständen Fragen vorzulegen, die sich aus seinen (allseitigen) Überlegungen zur Einigung der christlichen Bekenntnisse ergaben, und – oft inständig – ihre möglichst genaue Beantwortung zu erbitten. So wandte sich Maximilian an Schelling um eine Stellungnahme, als er dem Gedanken nahetrat, eine Zeitung zu gründen, die gelehrte (gemäßigte) Katholiken und Protestanten gemeinsam redigieren sollten, mit dem Ziele, die Gegensätze in Lehre und Leben abzubauen und auszugleichen, der Entfremdung entgegenzuwirken, ein Verhältnis gegenseitigen Vertrauens zu schaffen, das der endlichen Aussöhnung dienlich sei.

Ein andermal – im Brief vom 10. Dezember 1845 – bedrängte ihn die Frage, ob der neukatholischen Bewegung, die nachmals gänzlich scheiterte, obwohl sie mit großen Erwartungen begrüßt worden war, von ihren Grundlagen her nicht doch eine innere Berechtigung zukomme, was immer auch gegen ihre Führung, gegen einzelne Tendenzen einzuwenden sei: eine innere notgeseg-

nete Berechtigung, die einem welthistorischen Bedürfnis entspreche – mit anderen Worten, ob es nicht jetzt schon möglich sei, das Schelling-Johanneische goldene Zeitalter heraufzuführen und »der katholischen Kirche eine freiere Verfassung zu geben, so daß auch der evangelischen eine Vereinigung mit ihr möglich werde?« – »Recht dankbar wäre ich«, setzte Maximilian bescheiden-eindringlich hinzu, »wenn Sie mir auf diese Frage antworten wollten.«

Schelling seinerseits verlegte die Mitte ähnlicher Bestrebungen in ein (allerdings erst zu findendes) wissenschaftliches System, in dem die ideale Allgemeine Kirche eine auch äußerlich selbstverwirklichte Wahrheit sei. Da dies aber einen langwährenden inneren Prozeß darstelle, bleibe nichts anderes übrig, als die Dinge ohne direkte Einwirkung von außen einfach reifen zu lassen. Nur mittelbar könne eine gewisse Förderung von Nutzen sein, die beide Seiten im Auge behält: ebenso wachsam einer (latent immer vorhandenen) gehässigen reaktionären Anfeindung entgegenwirkt wie einen (immer denkbaren und drohenden) Abfall ins Irreligiöse verhütet.

Auch Döllingers Gedächtnisrede berücksichtigt eingehend dieses Grundproblem im Denken Maximilians. Dem Monarchen sei der Gedanke unerträglich gewesen, daß die Kluft zwischen beiden Bekenntnissen unüberbrückbar sei. Ohne freilich zu berücksichtigen, von welchen Denkvoraussetzungen her Maximilian zu seinem idealen Versuch einer möglichen Einigung der christlichen Bekenntnisse kam, faßte auch Döllinger jene Frage im Sinne und in der Überzeugung des Königs. Das ideal erreichte Urverhältnis des christlichen Glaubens, das die Kirchen des Abendlandes wieder in sich vereinigte, könnte überdies »mit vereiniger, mehr als verdoppelter Kraft auf die griechisch-russische Kirche einwirken, dann wird sie dem übermächtigen Zug nach Einheit nicht lange mehr widerstehen.«

Es war Maximilian zudem bekannt, daß vor ihm schon Leibniz (1646–1716) über die Beseitigung der schismatischen Auswirkung der Reformation nachgedacht, daß gleichzeitig mit ihm ein Verwandter, Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, die Notwendigkeit eines religiösen Zusammenschlusses Deutschlands anerkannt und gutgeheißen hatte.

Maximilians Überlegungen waren somit weder neu noch revolutionär; dem Aufwand von Gedanken und Erwägungen steht denn auch kein greifbares Ergebnis gegenüber. Er war auch in diesem Falle nur gemacht, ein ideal Erleuchtetes zu sehen, nicht die Flamme einer unabhängigen ersten Tat und Leistung zu schauen. Der allenthalben vorbedachte Theoretiker auf dem Thron war von vornherein mehr ein Mann der zögernden, abhängigen Einsicht

denn der gewagten freien Entscheidung, wie überhaupt mehr ein Mann der Hingabe denn der Preisgabe. So übersah er in jenem Anliegen vorweg, daß auch im religiösen Gedächtnis der Menschheit Entzweiungen stärker haften bleiben als die Symbole der Solidarität. – Daß der Mensch würdig von sich selbst und anderen denken müsse und Ehrfurcht vor sich und anderen haben solle, war der Grundsatz seiner edlen Menschlichkeit, stets bedacht auf eine ansteigende Tendenz, auf ein immerwährendes Streben nach einem Idealzustand christlicher Humanität. Dieser Bestimmung habe jeder in Erkennen, Denken und Handeln rein zu dienen. Toleranz war somit eine Bedingung seines Würdegefühls, gegen Christen und Nichtchristen, gegen Protestanten und Juden gleichermaßen geübt, gelang es ihm auch nie, jene zu verstehen, die der Religion nicht mehr bedurften, ihr Gewissen zu wecken oder zu beschwichtigen, die ohne theologisch-theosophischen Rücksichtnahmen, Eingrenzungen oder Übereinstimmungen frei philosophieren und die ungeheure Frage nach dem göttlich Ewigen, nach der dunklen Realität seines Grundes wie seiner Weltantwort anders stellen, deuten, umschweigen. Ihm war jenes Leibniz-Wort vom Recht aller Philosophien im Positiven, ihrem Unrecht im Negativen durchaus gemäß. Der späte Paul Heyse z. B., durch Erkenntnis und schwerste Schicksalsschläge in sichtendem Für u. Wider an Schopenhauers Philosophie gewiesen, hätte Maximilian jedenfalls schwerlich mehr zugesagt. Das Wort des Philosophen – von wahr- und weissagendem Nornensinn – bedingt eine stoisch-heroische Lebensentzauberung, es gibt menschlichem Dasein mit schwermütigen Einsichten die unbezwingliche Haltung, zu tiefster Lebensaufschließung. Leben – Welt – Gott – Tod: die namenlose große Sache, bleibt unerkennbar, unbenennbar, unerreichbar, unergründbar, kein menschliches Sinnen gibt ihm Gesicht, es bleibt dunkel hier und dort, dunkel überall. Heyse, von tief negativer Grundstimmung v. a. in seinen erschütternden Kindertotenliedern, in schwermutvoll umschatteten Versen, unsagbar fern der Lebensheiligung Goethes, begrüßt am Ende des Kreuzweges das Nichts als Erlösung: »Auch wir vergehn, und das ist Trost genug!« Wem diese Sehnsüchte zuteil geworden ist, durch Leid und Erkenntnis die lebentötende Übernähe, versteht Hebbels ergreifende Warnung zutiefst: »Wünsche dir nicht zu scharf die Augen – denn wenn du die Toten in der Erde erst siehst, siehst du die Blumen nicht mehr...«

Philosophie war für Maximilian identisch mit Schellings idealistischem, in ständiger Umwandlung begriffenem Denken, das in den Anfängen eines reichen, beweglichen Denklebens ursprünglich genial war, nachmals jedoch im Ansteigen eines reflexiven Philosophierens verführt wurde zu wortreichen, verworrenen, zuletzt

abstrusen spekulativen Konstruktionen: ein Denken, das als Naturphilosophie in großem Stile begann, später unter dem Einfluß Kants und Fichtes sich zum transzendentalen Idealismus weiterbildete und in einem Identitätssystem, das von Giordano Bruno und Spinoza reichen Nutzen zog, auf eine höhere Stufe gelangte, um zuletzt in einer weiteren Umbildung seiner Denkleistung, die sich nun v. a. an J. Böhme und die Gnostiker gewiesen sah, in mystische Theosophie abzusinken und hierin zu verkümmern, erhob sie sich auch in dieser Phase noch zu einem großen Epilog philosophischer Besinnung, die bis zuletzt in hoher Weise sucht und ringt und irrt.

In der Aufnahme und Aneignung der Schelling'schen Philosophie, im Ringen um ihre haltbaren Einsichten und endgültigen Antworten war Maximilian keine Denkmühe und keine Zeit zu kostbar, keine Frage zu unerheblich. Da er sein ganzes Vertrauen in Schellings Denken gesetzt hatte, schien es nur an ihm zu liegen, die Denkergebnisse zu verfehlen. Zu wenig sicher und selbstbewußt in eigenem Denken und Urteilen, gelang es ihm (wenn jemals) nur schwer, am roten Faden der eigenen Logik aus Schellings Gedankenlabyrinth glücklich wieder herauszufinden. Er blieb auch da noch treu, sinngläubig und denkbereit, wo ein Kierkegaard z. B. von Schellings »vagabundierendem Philosophieren« sprach: er »faselt grenzenlos« und (am 27. 2. 1842) in sein Tagebuch alpbefreit schrieb: »... ich glaube, ich wäre ganz verdummt, hätte ich fortgefahren, Schelling zu hören«. – Selbst Schelling kannte Augenblicke, wo ihm der (zähe) Eifer seines hohen Schülers, die wuchernde Fülle seiner Philosophie, ihres inhaltlichen Denkens für sich aufzuschließen, geradezu ans Herz griff. Die so ernst und groß erfaßte Aufgabe philosophischen Verstehens, das so gründliche Mühen um die eigentliche Aneignung hoher Weisheit, wie sie Maximilian erwies, versuchte deshalb Schellings Brief vom 19. Januar 1843 beruhigend einzugrenzen: »Eure kgl. Hoheit lassen nicht ab von philosophischer Forschung. Fast möchte ich sagen, gnädigster Herr, Sie haben genug getan, für Herrn so erhabnen Berufs sei die Philosophie nur, damit sie einst wissend (da bei großer Macht Blindheit das Gefährlichste) – Für Maximilian zugleich freudig, getrost, furchtlos handeln.« – Für Maximilian jedoch war auch hierin wieder nur eine Frage gestellt, deren ernste Gehaltenheit im Persönlichen sich mit dem grüblerisch selbstprüfenden Bewußtsein der königlichen Sendung im großen Bereich deutscher Kultur und Geistesbildung rein verband: »Sie glauben, ich hätte wohl genug in der Philosophie getan, im Hinblick auf meinen sonstigen Beruf... So ist es aber nicht, ich muß der innern nie schweigenden Stimme folgen, die mich nicht

ruhen läßt, bis ich den möglichsten Aufschluß erhalten über die Natur und den Menschen, über diese und jene Welt« (im Brief vom 1. April 1843).

An der Grundsituation seines Denkens wie am Geist seines Wirkens, an der Richtung seines Handelns sind die (weckenden) Triebkräfte der Schelling'schen Philosophie allenthalben zu spüren. Aus spekulativer Erleuchtung kam Maximilians Grundbewußtsein der Weltprobleme; dem Studium der Schelling'schen Philosophie verdankte er seine hohe Auffassung der Weltweisheit, der Einheit und Totalität der Wissenschaften, was ihn vor Einseitigkeit in der gelehrten Kategorienwahl schützte; auf Schellings große Einsichten geht auch Maximilians Entschluß, die Pflege der Wissenschaften in den Mittelpunkt seines königlichen Wirkens zu stellen, von der Intensität der geistigen Richtkraft her entscheidend zurück. War Schelling auch kein unbestechlich klarer, ein universeller Geist doch gewiß. Es sei in diesem Zusammenhange nur daran erinnert, daß der junge Schelling Goethes Liebling unter den Romantikern war, mit dem er in den Grundzügen der Naturbetrachtung übereinstimmte und der für den Dichter – unter den lebenden Philosophen – von ähnlicher Bedeutung war wie Spinoza als Vertreter der Tradition, aus dem sich Goethes dynamischer Pantheismus herleitete. Von dem jungen Schelling hat Goethe beinahe bescheiden gesagt: »Ich kann ihm nicht ganz folgen, aber es ist mir klar, er ist bestimmt, eine neue geistige Epoche in der Geschichte einzuleiten.« Über diesen jungen Schelling und seine ersten naturphilosophischen Werke urteilte u. a. auch Henrik Steffens: »Nichts hat mich so begeistert wie Ihre Transzendentalphilosophie. Es ist das Umfassendste, was ich kenne – das wahrste System – ein erhabenes Kunstwerk – immer flieht sich, was sich suchen soll – ich geriet in die fürchterlichste Spannung, verlor mich, um die Welt zu behalten, vergrub mich immer tiefer und tiefer in die Hölle der Philosophie hinein, um von dort den Himmel zu schauen, weil ich ihn nicht unmittelbar wie den dichtenden Gott in meinem Busen habe. – Hier sah ich nach und nach die Sterne hervortreten – bis plötzlich die göttliche Sonne des Genies aufstieg und alles erhellte. Hier aber ergriff mich eine wunderbare Rührung. Tränen der heiligen Begeisterung stürzten aus meinen Augen, und ich versank in die unendliche Fülle der göttlichen Erscheinung... Hier lege ich den Kranz vor Ihre Füße, den ein künftiges Zeitalter Ihnen sicher reichen wird.« – Als Schubert z. B. (in Jena) Schellings berühmtes Kolleg über Naturphilosophie hörte, war ihm zumute, als ob er Dante, »den Seher einer nur dem geweihten Auge geöffneten Jenseitswelt«, vernommen hätte; der Inhalt seiner lapidaren Rede erschien ihm »wie ein gebundener Prometheus, dessen Bande zu lösen und aus dessen Hand das unverlöschende Feuer zu empfangen, die Aufgabe des verstehenden Geistes ist«.

Schelling war ein Großer und in mehr als einer Hinsicht wie geschaffen, der Mentor eines (dieses) Königs zu sein, in der Genialität des Ergreifens hoher Gedanken, in der bedeutenden Arbeitsleistung seines Denkens, seines philosophischen Geltungswillens, in seinem sendungsbewußten Absolutheitsanspruch, wie in seiner idealistischen Zielsetzung, die Wiederbelebung der Religion durch die höchste Wissenschaft – als Verheißung und Sendung des deutschen Geistes – zu erreichen: einen König also mit hohen Erkennt-

nissen und Einsichten fruchtbar zu beunruhigen. »Sie, mein alter, verehrter, meinem Herzen so teurer Lehrer«, schrieb ihm Maximilian z. B. am 6. Dezember 1848, »traten vor meine Seele mit allem Erhebenden, Tröstenden, das ich Ihnen verdanke! Sie lehrten mich, von einem höheren Standpunkte die Welt und ihre Erscheinungen betrachten, dem einzigen, der vorzüglich in jetziger Zeit Ruhe und Hoffnung zu gewähren vermag.«

Angetan von einer Philosophie, die sich nicht nur in der Sphäre des reinen Denkens bewegte, sondern auch mit dem Gegenwärtigen und Wirklichen befaßte, bestrickt von einer schier unerschöpflichen Fülle funkelnder und kostbarer Gedanken, sah sich Maximilian zeitlebens auf den Weg von Frage und Zweifel gewiesen, der zum Ganzen der Vollendung geht als seinem Ursprung und Ziel. So dankte er dem Philosophen im Denken und Sagen, was ihm durch Schellings Lehre an Durchhellung der eigenen Gedankenwelt zuteil wurde – war und blieb auch der eine wie der andere in der Tiefenzone des unbedingt Geistigen mehr ein träumendes, also getäushtes denn ein kritisch und klar denkendes Wesen, das wohl um den Gehalt der Dinge weiß, ihn aber nicht besitzt.

Unberührt hiervon und nicht verringerbar bleibt Schellings Verdienst, in der Seele des Jünglings die edelste Begeisterung für Philosophie geweckt, ihn für die Dauer an die Wissenschaften gewiesen und aufgerufen zu haben, zeitlebens deren Förderer zu sein, hierin die vornehmste Angelegenheit – Aufgabe, Anspruch und Wirkung – eines Königs zu erkennen. So brachte ihn Schelling zur Besinnung auf erregend Wesentliches und Eigentliches, rückte ihm größte Leitbilder – Alexander, Karl den Großen – vor Augen, und schrieb ihm hierzu, wie gebannt von der Dankbarkeit eines so hohen, über Stufen aufwärts führenden Wirkens:

»Eurer kgl. Hoheit sind andere Vorbedingungen gegeben als jenen Unsterblichen, aber auch mit scheinbar geringeren Mitteln, nur um so ruhmvoller wird Unsterbliches geleistet, ruhmvoller auch darum, weil sie mehr geistiger Art sind und auf ein weit vorgeschrittenes Zeitalter wirken. Die erste Bedingung hierbei ist ein stufenmäßiges Fortschreiten, dessen Glieder so fest zusammenhängen und ineinander greifen, daß je eines die Voraussetzung und Grundlage zum folgenden wird. Eure kgl. Hoheit haben für ein solches den Sinn, den Geist und den Willen...«

Was immer auch nachmals seine Pflege und Förderung der Wissenschaften betraf, stand im Zusammenhang mit Schellings Denkungsart und philosophischer Zielsetzung, die Maximilian in keinem wesentlichen Vorhaben aus dem Auge verlor, so wenig wie den Denker selbst, der sich von Maximilian immer wieder aufgerufen sah, sich mit Freimut zu Absichten und Verwirklichungen seines Kulturkönigtums zu äußern.

Insonderheit war es »sein Bayern«, das Maximilian immer wieder auch von der Peripherie der Geschichte her, in Briefen an

Schelling im Vordergrund seines Wirkungsfeldes, seines begründeten und vergewisserten Tatbewußtseins wie seiner geistigen Aufmerksamkeit sah, mochten ihn auch Rückschläge oder Stagnationen betreffen, verzagt und müde machen, zuletzt nur noch in fluchtbereiter Sehnsucht verharrend, der engen, dumpfen Gegenwart zu entrinnen in das hohe und weite Reich des Geistes: »Wie wohl muß es Ihnen tun«, wandte er sich einmal an Schelling (im Brief vom 17. Mai 1848), »aus den Wirren der Gegenwart sich in die höhere Weihe des Denkens, der Wissenschaft zu flüchten, wie vielen Trost muß die Vollendung Ihres großen Werkes gewähren, wie freue ich mich auf dasselbe!«

Als Kronprinz hielt sich Maximilian von den Staatsgeschäften und der politischen Praxis weitgehend fern. Das änderte sich, als er in allumgreifender geistiger Bewegung der Schellingschen Philosophie nahetrat, dessen Schüler wurde und damit ein Freund der Wissenschaften, und hierin ein Hoch-Bild seiner monarchischen Welt gewann, das die Notwendigkeit und Wahrheit aller echten Regentenpflichten einschloß. So stand er angesichts des Kampfes, der in der Ersten Kammer gegen das herrschende (einengende) System entbrannte, auf seiten der entschiedenen Gegner Abels und stimmte nachdrücklich für die Anträge des Fürsten von Wrede, die eine Schwächung der klerikalen Position einleiteten und neue Kräfte entbinden halfen.

In diesem Zusammenhange sind zwei Briefe bemerkenswert: Am 30. Juni 1847 wandte sich Schelling an Maximilian: »In Bayern die gewaltige Veränderung! Daß der vielverheißenden Zeit weniger Jahre eine so lange verödende und entgeisternde gefolgt ist, darüber kann nur der Gedanke trösten, daß eine solche Erfahrung nötig war, um jede Rückkehr ähnlicher Strebungen unmöglich zu machen. ... 10 Jahre unterbrochener geistiger Fortbildung machen eine ungeheure Lücke, die auch in Bayern noch lange fühlbar bleiben wird! Doch Gott sei Dank, es hat sich wieder aufgerafft!« – Hierauf antwortete Maximilian (am 17. August 1847), die Grundgedanken des Philosophen als Vorsätze künftigen Wirkens gewissenhaft aufnehmend: »Gott behüte uns vor einem Rückfall in die vorige, verdüsternde Richtung, das zweite Übel wäre weit schlimmer als das erste. Verschiedene Elemente bemühen sich um das Erbe der abgetretenen Machthaber, mögen ihre Nachfolger nebst Geist und redlicher Gesinnung (auch) das *Talent* Herrn von Abels besitzen, wieder gutzumachen, was sowohl unter seiner fast zehnjährigen Verwaltung, als auch früher gefehlt wurde! Was in meinen Kräften steht, werde ich redlich dazu beitragen. Sie wissen, verehrter Freund, was ich in jeder Beziehung unter dem nun gestürzten Regiment gelitten, wohltuend war mir daher die Genugtuung, die mein Vater mir mit Worten und noch mehr diejenige, die der ganze Umschwung der Verhältnisse ausdrückte; kluge Umsicht und eiserne Beharrlichkeit muß jetzt das Losungswort sein!«

Unter dem Eindruck des Sturmjahres 1848 und der hierdurch bewirkten Veränderungen entwarf der junge König seinen (umge-

hend auch Schelling zur Begutachtung vorgelegten) Plan zu einer künftigen Gestaltung Deutschlands, um »von meinem Standpunkte wenigstens das Meinige redlich zu einer günstigen Lösung der obschwebenden Lebensfragen unseres Gesamt Vaterlandes beizutragen« (im Brief vom 17. Mai 1848). Hierin versuchte er, die Doppelaufgabe zu lösen, »einmal Deutschland die erforderliche einheitliche Kraft nach innen und außen zu sichern, dabei aber zweitens den Einzelstaaten die ihnen gebührende, nötige Selbständigkeit zu wahren. Lieb wird es mir sein, auch Ihre Ansicht hierüber zu hören, ich glaube somit redlich und rechtzeitig das Meinige beigetragen zu haben zur Lösung der Aufgabe der Zeit«. Nun, das wiederholte »redlich« in der schülerhaft ernstesten Beteuerung seiner königlichen Aufrichtigkeit ist nicht zu überhören. – Diesem Projekt, nicht geschaffen aus der Gegenwärtigkeit politischer Realität, vielmehr in dilettantischer Scheinerkenntnis, in unrealistischem Wunschdenken, blieb – wie so manchem anderen auch – eine Erfüllung und Tatwirklichkeit versagt. Es hatte denn auch mit diesem theoretischen Exkurs ins Großdeutsche sein Bewenden: er konnte jedenfalls den deutschnationalen Bedürfnissen seiner Epoche keinen Boden bereiten, mochte der König auch gerade in dieser Zeit jenes Pathos voll nachempfunden haben, mit dem Schelling (in der Berliner Antrittsrede 1841) von sich bekannte: »Weil ich ein Deutscher bin, weil ich alles Weh und Leid, wie alles Glück und Wohl Deutschlands in meinem Herzen ausgetragen und mitempfunden, darum bin ich hier«. – Schelling war zu dieser Zeit bereits weitergekommen, was sein Schüler übersah, so ließ er ihn dann auch zwei Monate auf seine (umfassende) Replik (vom 20. Juli 1848) warten, die wortreich und mit anspruchsvoller Gründlichkeitsgebärde – nichts besagt.

Maximilians konstruktives Denken beschäftigte sich im Hinblick auf das in der Gegenwart Mögliche und Anzustrebende wiederholt und gründlich mit der »möglichsten Erkenntnis der Zukunft«, ernsthaft Überlegungen (bei unkritischer Naivität) zum Problem der vorhandenen Keime für künftige Entwicklungen, die er dann auch zu Papier brachte und seinem Brief vom 14. April 1852 an Schelling zur Begutachtung beilegte. Hierin vertrat Maximilian die Überzeugung, daß ein seiner Zeit überlegener Staatsmann nach dem Westfälischen Frieden, also noch in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, schon die geistigen Triebkräfte und Phänomene des nachfolgenden 18. Jahrhunderts als keimhaft vorhanden hätte erkennen, zumindest aber in den geistigen Grund- und Bewegungslinien intuitiv erfassen müssen. Schelling antwortete dem König mit »Unmaßgeblichen Anmerkungen zu der Skizze über die Keime künftiger Entwicklungen«. Hierin bestätigte er vorweg das

von Maximilian als Tatsachenmaterial Verwertete als richtig. Die allgemein zu beobachtende Abkehr aber vom politischen Rationalismus wie vom religiösen müsse wissenschaftlich zu einem endgültigen (und damit schon positiven) Ende gebracht werden. In diesem Sinne habe die ratio wie die religio ihre (genau abgegrenzten) ebenso notwendigen wie gemäßen Aufgaben ohne einseitige Potenzierung zu erfüllen. Diese wissenschaftliche Beendigung einer epochemachenden Geistesströmung falle wohl – meint Schelling – Deutschland zu, da bereits am Anfang der entsprechenden Entwicklung Immanuel Kant (1724–1804) geistwirkend gestanden habe. Das Kernproblem Maximilians aber beantwortete Schelling, nach dürren allgemeinen Sätzen über das Fragwürdige allen Prognostizierens überhaupt, mit dem Montaigne'schen *Que sais-je?* Das Postulat gewisser Staatsregulative könne wohl für einen Monarchen erhoben, doch müßten solche Grundsätze mehr in der Bedeutung moralischer Maximen als theoretischer (Regenten-) Grundsätze erfaßt werden.

Eine ähnliche, konstruktiv-philosophische Denkmühe enthielt Maximilians Fragestellung – welche weltbewegenden Ideen aller Voraussicht nach auf die jetzige Zeitrichtung folgen werden – im Brief vom 30. November 1853 an Schelling, dessen »ihm so wichtige Ansicht hierüber« er wiederum dringlich wünschte. – Die jetzige Zeit habe sich, so urteilte Schelling (am 17. Dezember 1853) in Beantwortung der Frage des Königs, grundlegend dem Reiche dieser Welt zugewendet, sich aber in gleichem Verhältnis von Gottes Reich abgekehrt, so sehr, daß man kühn von der Verwirklichung eines »Himmels auf Erden« zu sprechen wage. Schellings philosophischer Optimismus aber glaubte aus verschiedenen, in Frankreich und Deutschland gleichermaßen zu beobachtenden Vorgängen schließen zu dürfen, daß die Epoche der absoluten Richtung auf den Staat, wenn nicht abgelaufen, so doch sicherlich dem Ende nahe sei. Das (bereits erkennbare) Resultat dieser Entwicklung lasse den Schluß zu, daß endlich der Staat wieder das werde, was er – nach Schelling – a priori gewesen sei, nämlich Bedingung, Voraussetzung, nicht aber Gegenstand und Zweck der individuellen Freiheit. Die bisher vom Staat »usurpierte« Stelle werde, als natürliche Folge, wiederum vom – Reiche Gottes, als dem einzig berechtigten »Zweck« eingenommen werden; wie wir denn angewiesen seien, meint Schelling, zu beten: »Dein Reich komme!« Dies ist – Schellings Axiom – der letzte und höchste Zweck auf Erden überhaupt. Soweit des Philosophen apodiktisch ausgesprochene Überzeugung. Das weitere verliert sich in brüchigen Erwägungen. Der Gedanke einer Restaurierung der Kirche in ihrer früheren Bedeutung wäre wohl ein ideelles Nächstes, das ganz allgemein einsetzen müsse, um dem gewiesenen Zwecke näherzukommen. Sicher aber müsse vor allem anderen noch der Inhalt der göttlichen Lehre »ein allgemein begriffenes« werden, denn »Glaube ist Mut«, schreibt Schelling an Maximilian, »ist Zuversicht, und auch was wir am göttlichen Tun wirklich begriffen – bleibt so erstaunenswert, daß Entschlossenheit – das Herz dazu gehört, ihm Glauben zu schenken, d. h. darnach zu tun«. Die göttliche Wahrheit als allgemeine Erkenntnis werde dann notwendig auch Fundament dieser allgemeinen, da freien Kirche sein, die als Höheres der Staat umschließt. Doch steht aus, so muß Schelling bei allem

präzisen erwiesenen philosophischen Optimismus bekennen, wann eine Verwirklichung dieses Höchsten, Absoluten möglich sei. Eines allerdings könne als gewiß ausgesagt werden: die unmittelbare Zukunft werde das Königtum festigen und dieses als die beste Art der Herrschaft – wie schon Aristoteles sagte – erkennen und ansprechen. Dem König stehe mehr zu, wie Schelling glaubte, als lediglich die Exekutive, er ist nicht lediglich Vollstrecker des Gesetzes, vielmehr die über den Staat hinausgehende Macht, durch die – was vermöge des Staates allein nicht möglich wäre – möglich wird; sie ist die (charismatische) Persönlichkeit, die über jedes Gesetz hinausragt und dessen Mangel ausgleicht. Dem Staat als solchem – nicht dem einzelnen – vermittelt die höhere Welt nur der Monarch, denn ihm stehe zu, den progressiven Staat auf sein letztes Ziel zu weisen. »König in diesem Sinne«, so schließt Schelling, »werden freilich nur sein, die an Herz und Geist Eurer Majestät gleichen.«

Es bedarf hierzu keines besonderen kritisch einwendenden Worts, da sich auch in diesen Erwägungen und (orakelhaften) Vorhersagen Schellings Denkungsart konsequent ausdrückt. Schellings philosophische Deutung des Königtums ist zu wenig Wirklichkeitsbezogen, aus einer ideal gesehenen (romantischen) Vergangenheit hergeleitet und in die Mitte einer Zukunft gestellt, die dem Königtum tatsächlich keinen Platz mehr beließ – nach 1848 hätte dies auch Schelling im Splittern der Throne, im revoltierenden Hohn- und Spottanprall der Massen gegen alles Gekrönte »von Gottes Gnaden« ernst vor Augen treten müssen. Schellings Apotheose des Königtums und dessen Mittelpunktstellung war wohl ernst gemeint, nicht höfisch-unredlich, v. a. im Übersehen der realen Schwierigkeiten, der anders gerichteten Zeitläufte, aber – was für sein ganzes späteres Denken gilt – unfäßlich, zweideutig und herbeigezwungen. Überdies ist seiner Deutung und Verherrlichung des Königtums ein reaktionärer Zug eigen, der für Maximilians hohes Regentenbewußtsein, für jenes unbedingte monarchische Selbstgefühl eine besondere – und nicht ungefährliche – Grundlage bot.

Die andere, in diesem Zusammenhang naheliegende Frage bezieht sich auf den Grad seines Einflusses auf Maximilians religiöse Grundhaltung. Sicher ist, daß Schelling kein Christ in dem positiven Sinne eines gehorsamen Bekenntnisses war, aber ein Christ gewiß in der großen Artung abendländischer Gläubigkeit. Dieser Haltung ist die höchste Ergriffenheit und tiefste Demut vor dem Göttlichen ebenso gemäß wie das stolze Sich-Besinnen auf das ewige Geheimnis der bewußten, Leben, Werte und Weltalter wahrnehmenden menschlich-vergänglichen Existenz: »Der Mensch, das Vernunftwesen überhaupt, ist hingestellt, eine Ergänzung der Welterschöpfung zu sein; aus ihm, aus seiner Tätigkeit soll sich entwickeln, was zur Totalität der Offenbarung Gottes fehlt.« – Dem König bedeutete Religiosität die rettende Verankerung in den

Leid- und Todstürmen des endlich verfügbaren Daseins. Keines der Rätsel klärt sich sonnenhell. Im Anblick der dunklen Meeresweite von Möglichkeiten im Zeitdasein – was raunt der Quellgrund? – genügte Maximilian eine philosophische Deutung der Dinge nicht mehr. »Singe keiner vom Vergehen!« heißt es kategorisch in Goethes Faust (V 5389). Der Tod wohnt jedwedem Leben inne als unergründbarer Sinn, als wunderbare Notwendigkeit: dies zu erkennen, ist der Anfang aller – religiösen – Weisheit. Der Gelasene bleibt Herr der Tragödie, die sich allenthalben begibt. Wie der Charakter des Menschen determiniert ist, so ist alles Leben nur vorherbestimmter – im Letzten unerbittlicher – Schicksalsvollzug. Ist der Friede der Toten nur die Leere des Nichts? Religion – als sublimale Unsterblichkeitsspekulation – gab Maximilian die stärkste Hoffnung und Zuversicht. Der gläubige Mensch vertraut Gottes Ratschluß, der philosophische glaubt zu wissen, daß Unvergängliches in das große Schweigen eingegangen ist. Vermutlich kannte der König das Wort des Berliner Predigers Friedrich Schleiermacher (1768–1834) aus seinen »Reden über die Religion« (1799): »Ewig sein in jedem Augenblick, das ist die Unsterblichkeit der Religion.«

Zeit Lebens war Maximilian ein praktizierender Katholik, obgleich er als Student – in Berlin – von protestantischer Geistes- und Glaubenshaltung einen nicht geringen Eindruck erfahren hatte. »Man weiß es allgemein«, schrieb die Bayrische Zeitung (Nr. 82) am 22. März 1864, »wie gottesfürchtig unser guter König war, und wie treu ergeben seiner Kirche, deren Vorschriften er aufs gewissenhafteste und mit dem demütigsten Sinne nachkam; man weiß es, daß er sein Tagewerk am frühesten Morgen mit Gebet anhub, täglich aus Gottes Wort sich erbaute, zu keiner wichtigen Regierungshandlung sich entschloß, ohne erst eigens um Erleuchtung von oben gefleht zu haben, daß vom Geiste der Religion sein ganzes Wesen erfüllt, sein ganzes Leben getragen war.«

Der Geistlichkeit gegenüber verhielt sich Maximilian, der unter Schellings Einfluß an die Möglichkeit einer künftigen religiösen Wiedervereinigung glaubte, wohl der bitteren Erfahrungen eingedenk, die sein Vater mit der Bevorzugung der katholischen Kirche gemacht hatte, auffallend reserviert. Zu den Gästen seiner Tafelrunde, die Vertreter aller Wissenschaftszweige, viele durchreisende Prominente begrüßte, hat nie ein Theologe gehört. Von anderer Sicht her schrieb die Neue Preußische Zeitung (Nr. 63) am 15. März 1864: »Weil der hingeschiedene König bei Berufungen von Männern der Wissenschaft nie einen konfessionellen Unterschied machte, so hat sich die Ansicht begründet, derselbe genösse das Vertrauen der höheren Geistlichkeit nicht in so hohem Grade

(wie Ludwig I.).« – Erinnern wir uns eines bezeichnenden Hergangs: Karl August Graf von Reisach (1800–1869), 1830 Studiendirektor am Kolleg der Propaganda in Rom, 1836 Bischof von Eichstätt, 1846 (bis 1855) Erzbischof von München–Freising, hatte – kämpferisch, mit schroffem Stolz – die Freiheit der Kirche betont und durch seine Ablehnung staatlicher Bevormundung bei Hof und Regierung Anstoß erregt: »Meine Richtung ist die des Erzbischofs Geissel, nicht die des Erzbischofs Reisach«, bekannte Ludwig I. schon 1846, der scharfen Intoleranz, der konträren Machtgestalt grollend. Auf Ansuchen Maximilians II., der den versöhnlichen Benediktiner Gregor Scherr (1804–1877) zum Nachfolger ernannte, wurde Reisach 1855 von Papst Pius IX. (1846–1878) als Kurienerzbischof nach Rom abberufen.

Die noch immer aktuelle Klosterfrage veranlaßte die königlichen Richtlinien (unter dem Datum: München 28. Juni 1853): »Nachdem sich die Klöster oder religiösen Orden ihren Zwecken nach in drei Abteilungen scheiden, so muß man ihre Ersprießlichkeit nach diesen drei verschiedenen Richtungen beurteilen. Hierüber wurden folgende Grundsätze aufgestellt: 1. Bettelorden: Diese sind in Bayern nicht zu vermehren und ihre Ausbreitung ist nicht weiter zu unterstützen, weil sie an und für sich geringeren Nutzen gewähren und schon in hinreichender Anzahl vorhanden sind und dieser Nutzen durch die Pfarrgeistlichkeit auf bessere Weise erreicht wird. 2. Orden für die Krankenpflege: Da dieser Zweck ein durchaus löblicher, so sind die in Bayern für die Krankenpflege bestehenden Klöster (der Barmherzigen Schwestern) nach aller Möglichkeit zu unterstützen und ist deren Ausbreitung zu fördern... 3. Orden für Unterricht: Der Unterricht ist Staatssache; er kann daher nicht durchaus in die Hände der geistlichen Institutionen gelegt werden, sondern muß immer der freien Einwirkung und Bestimmung des Staates vorbehalten bleiben, abgesehen von dem Religionsunterrichte, der nur einen Teil der ganzen Unterrichtssphäre bildet! Da wir in Bayern bereits klösterliche Institute für Unterrichtszwecke besitzen und diese sich bisher als ausreichend erwiesen haben, so scheint eine weitere Ausbreitung dieser Orden weder nötig noch rätlich, außer es sprechen ganz besondere Gründe für eine neue derartige Institution oder Abzweigung.«

Als Maximilian II. zur Regierung kam, gab es in Bayern 161 Klöster, als er starb, waren es 441. Die Entwicklung freute keinen mehr als Ludwig I., denn bis zuletzt beschäftigte ihn die Sorge um die wiedereingeführten Orden und Klöster. Er fürchtete – nicht unbegründet – Gefährdungen, Rückläufigkeiten, Stillstand. Sein Nachfolger, ohne größeren Umfang der Teilnahme aufzubringen, erwies Verständnis, trug er sich auch einmal mit dem Gedanken, alle Klosterschulen aufzuheben: Staatsrat Professor von Hermann, erfahren und einfühlungsbehaftet, wußte ihn davon abzubringen. Dem Wirken der Frauenorden, namentlich des unter Ludwig I. gegründeten Ordens der Armen Schwestern – unendlich verdient um die leidenden Volksschichten, um Kranke und Arme, brachte Maximilian II. sogar förderndes Wohlwollen entgegen. Ein an sämtliche Kreisregierungen gerichteter Ministerialerlaß vom 9. Januar 1852 spricht die königliche Zustimmung so klar wie entschieden aus: »Sr. Maj. dem König ist unter den Mitteln, der drohenden Verarmung im Volke vorzubeugen,

als eines der wirksamsten und somit als diesfällige Hauptaufgabe des Staates, die Obsorge für religiöse, sittliche und ökonomische Bildung in Haus, Kirche und Schule und die Förderung wahrer, gründlicher und nachhaltiger Schulbildung bezeichnet worden. In ersterer Beziehung ist hiebei besonders hervorgehoben worden, daß das Institut der Armen Schulschwestern zur Verbreitung einer solchen Bildung besonders geeignet sei, weil es sich in denjenigen Gemeinden, bei denen dasselbe bereits Eingang gefunden, fortdauernd auf die wohlthätigste Weise und in der Art bewähre, daß die Einführung derselben auch in andern, möglichst vielen Gemeinden vorzüglich wichtig und wünschenswert erscheine. In Anbetracht dieser vielfach gemachten Erfahrung ist es daher die allerhöchste Willensmeinung Sr. Maj. des Königs, daß die Verbreitung des Instituts der Armen Schulschwestern von der Staatsregierung möglichst gefördert werden soll...«

Um diesen Teil seines Lebenswerkes sorgte sich Ludwig I. noch wenige Monate vor seinem Tode. Als es hieß, die Novizen sollten zum Heeresdienst einberufen werden, war er überzeugt, daß dies »wohl der erste Schritt zu ihrer neuerlichen Auflösung« sei. »Lieber Ludwig«, schrieb er dem König am 22. Dezember 1867 aus Nizza mit innerer Bewegung, »eine der tiefsten, schmerzlichsten Wunden würde mir geschlagen, wenn durch ein Gesetz der Fortbestand der Abteien und Klöster gefährdet würde... Aus eigenen Mitteln habe ich die Abteien, Priorate, auch Klöster gestiftet, sie, die für Gottesdienst, Unterricht, Erziehung sehr nützlich. – Es wäre dem ins zweiundachtzigste Jahr gehenden Großvater zu peinlich, erließe sein Enkel ein den Fortbestand seiner Religionsstiftungen untergrabendes Gesetz.«

Orden und Abteien waren, verbürgten Ludwig I. somit bis zuletzt tiefste menschliche Gehalte in reinsten Form und in einfachster Fassung. Durch sie kommt dem Menschen – nach seiner Überzeugung – ein Bestes zu: ein *tätiges* Leben aus christlichem Ethos durch die Richtkraft des Gebetes mit wissendem Sehen der ewigen Wesenheiten. Menschliches Sein, die Realität als das Unent-rinnbare wird erhöht durch Transzendenz. Leid, Entsaugung fluten – aber in urchristlichem Leben ist das heroische Trotzdem!

Goethe empfahl auch gelegentlich als wirksames Regierungsmittel, daß der Herrscher die kirchlichen Gebräuche mitmacht. Eckermann gegenüber meinte er, wenn einem Fürsten persönliche Größe fehle, müsse er sich anderer Vereinigungsmittel bedienen: da gäbe es kein besseres als Religion, Mitgenuß und Mitübung derselben Gebräuche. Sonntäglich in der Kirche zu erscheinen, sei das beste Mittel zur Popularität (Gespräche IV, 85). – Maximilian II., der an Gottesdiensten regelmäßig teilnahm, sogar auf Jagdausflügen sich die Messe lesen ließ, war religiöser Pomp zuwider. Doch pflegte auch er den – nach der Liturgiegeschichte – bis auf die apostolische Zeit zurückgehenden Brauch der Fußwaschung: einen Dienst der Demut. In Bayern wurde der höfische Gründonnerstagsritus erstmals 1576 unter Wilhelm V. dem Frommen (1548–1626) auf der Trausnitz geübt, wie eine Kellermeisterrechnung anzudeuten scheint. Er war seitdem ein fester Bestandteil am bayrischen Fürstenhof. Maximilian II., der 1850 nach dem

geschichtlichen Ursprung der Ereignisse am Gründonnerstag forschten ließ, erfuhr lediglich, daß die Akten hierzu nichts Historisches aussagen; dem Hofkammerakt sei nur zu entnehmen, daß der Brauch seit 1594 ununterbrochen besteht. Herzog Maximilian I. signierte am 6. März 1596: »Des Grabes halber hat Antoni Maler (d. i. der Almosenverwalter) von Uns selbst den Befehl empfangen, dabei es nun verbleibt. Die Fußwaschung soll wie vor diesem Herkommen gehalten werden.«

Der festliche Ablauf war genau geregelt: bis zu König Ludwig I. feierte man Hochamt und Abendmahl, von wenigen Ausnahmen abgesehen, in St. Michael. Dann trug man das Sakrament in großer Prozession zur symbolischen Grablegung an einen hierfür bestimmten Kirchenort. Anschließend zog man durch den Brunnen- und Kapellenhof zur Vesper in die alte Hof-Kapelle, zuletzt in den Herkulesaal, mitunter auch in den Ritter- oder Hartschiersaal zur Fußwaschung. Ludwig I. wählte an Stelle von St. Michael die Allerheiligen-Hofkirche; Mitte des 19. Jahrhunderts wurde es Brauch, zuvor der Morgenmesse in St. Peter beizuwohnen. Vor dem Ersten Weltkrieg erfolgte die Einsetzung des Sakraments in der – immer schon benützten – alten Hofkapelle.

Nach der kirchlichen Feier in den genannten Gotteshäusern nahm der bayrische König – auch Maximilian II. – persönlich die Fußwaschung im Herkules- oder Hartschiersaal vor. Die Erzählerin Anna Freiin von Krane (1853–1937), eine westfälische Aristokratin, schilderte in Erinnerungen »Aus dem Skizzenbuch meines Lebens« (1918) als Augenzeugin das »eigenartige Schauspiel der Fußwaschung« in München, berührt vom »Hauch großer Zeiten, da heilige Fürsten an diesem Tage demütig der Armen pflegten, ihnen die Füße wuschen, ihre Wunden verbanden...«: »Zwölfmal wiederholte sich die gleiche Handlung, von weihevollen Gesängen begleitet, immer in derselben feierlichen, gemessenen Weise, ohne irgendwie zu ermüden. Es war zu eigentümlich und ergreifend, wenn man den Grundgedanken auf sich einwirken ließ, vereint mit der wirklich würdevollen Ausführung...«

Maximilian II., von grundsätzlicher religiös-moralischer Einstellung, entschieden verfassungstreu, betonte die Geltung der Moral auch und gerade in der Politik mit aller Entschiedenheit. Die Krone war ihm ein Lehnen von Gott, Denken und Handeln blieben darauf gerichtet, mit wachem Gewissen für die Tragweite des Erbes und der Berufung. Die religiös-moralische Grundhaltung Maximilians bedingte auch seine Vorstellung vom Königtum. Weit mehr als Herkommen, Verfassung und historisch begründetes Recht galt ihm die Legitimität. Sie allein war ihm die gottgewollte Herrschaft. Im Sturmjahr 1848, unbeeindruckt vom gefährlichen Grollen des Zeitgewitters, im Gewirr der Bedrohungen, verweigerte Maximilian II. die Preisgabe der Herrschaftsbegründung »von Gottes Gnaden«. Er bezog darauf Wesen und Heil seines Königtums. Der Anspruch war zugleich Pflicht und Dienst und berührte das Innerste und Ernsteste seiner Herrschaft. Maximilian betete zu Dem, in dessen Macht er war, dessen regierende Gewalt die Gestirne über-

leuchtet, und von Dem er seine Macht besaß, und er gewann so Tiefe und Halt, im Ewigen den Augenblick, Ergebung und Vertrauen, die große Pflicht der Liebe, unwidersprechlich. Eine lange Denkbemühung – im Zenit der Verantwortung – beschließend, notierte sich der König am 28. Oktober 1856, daß rechtmäßige, ursprüngliche Gründung und rechtmäßige Übertragung der Regierung der legitime Erwerbsgrund der Herrschaft sei. – Dieser nüchterne Regent, mit Augenmaß für das Erreichbare, Mögliche, zugleich voll Demut, in schweigender Zuverlässigkeit, bereit als König und Mensch, eine Dauerlast zu übernehmen, oft nah am Erliegen, war zeit seiner Regierung bestrebt, ein gerechtes und starkes Königtum zu verwirklichen, mit geläutertem Gebot. Sein untrügliches Rechtsgefühl beruhte auf keiner Rechtslehre, es kam vielmehr ganz aus religiöser Verantwortung und beschwor die Transzendenz. Das Kreuz über der Krone war Maximilian ein Symbol von unabweisbarer Anschauung, ein gnadenvolles Zeichen. Religion war ihm eine geheimnisvolle Herrlichkeit, nicht weniger sein Königtum, nah einer äußersten Einsamkeit, die dem Gläubigen der (das) Ewige allein erfüllt.

Sie war dem König für die Dauer Bürge seines Grundvertrauens in das Leben und seines zuversichtlichen Glaubens an den Menschen, dessen religiöse Haltung ihm seine Würde war. Überzeugt von den allen Menschen eingeborenen Erbtugenden des Guten, Edlen und Schönen, hätte ihn Kants kategorische Annahme eines radikalen Bösen in der menschlichen Natur ebenso erregt wie der fundamentale Seinspessimismus eines Arthur Schopenhauer. Hatte auch seine Weisheit Resignation in sich geschlossen, Trauer, die er tiefer empfand als bekannte, Leid und Angst, denen er das laute Bekenntnis nicht erlaubte, so wollte der König doch bis ans irdisch endliche Ende Vollkommenheit, die den Menschen groß sieht und will, ihn hoch stellt und doch das Trennende zum Ewigen, die Ewigkeitsferne, demütig erkennen läßt, die er anerkennt im Glauben. In diesem Sinne war ihm Schellings Philosophie die edelste Möglichkeit des geistigen Umgreifens seiner Empfindungen, in der Fragestellung seiner metaphysischen Sehnsucht, der von Schelling bestätigt wurde, daß anhaltendes Nachdenken in ihm die Überzeugung befestigt habe, daß der Tod die Persönlichkeit nicht schwäche, vielmehr erhöhe, indem er sie von so vielem Zufälligen befreie; daß der Zustand nach dem Tode mit einer bedeutenden Steigerung des Bewußtseins verbunden sei.

So ließ sich der König von dieser Philosophie ergreifen, mit Worten von sakralem Klang erbauen, in die mögliche Antwort der Seinsergründung führen, die ihm Schellings Denken unendlich versprach.

Nach Schelling will auch Sittlichkeit – wie Religion – das Leben unbedingt in die Einheit stellen und sich von ihr führen lassen. Nicht wir handeln, sondern eine göttliche Notwendigkeit handelt in uns. Gott schuf die Welt grundlos – kraft seiner erhabenen, absoluten Freiheit, unbegreiflich: dieser so geschaffenen Welt ist keine Notwendigkeit immanent, sie ist nur, weil Gott will, der Leben ist und Sein, also Ewigkeit. Das Böse sieht Schelling darin, daß der Mensch etwas für sich selbst und aus sich selbst sein will. – Was auch hier zuletzt bleibt, ist Staunen vor dem Geheimnis, bis sich staunendes Denken und ergriffenes Fragen in eine Antwort umsetzen: in die Antwort des Glaubens. Von Religion sagt Schelling: »Wahre Religion ist Heroismus, nicht ein müßiges Brüten, empfindsames Hinschauen oder Ahnen. Diejenigen nennt man Männer Gottes, in denen das Erkennen des Göttlichen unmittelbar zum Handeln wird, die im großen und ganzen gehandelt haben ohne Bekümmernis um das Einzelne.«

Im Leben des Königs wurde Religion zum Gesetz, das ihn befreite und – fernhinaus – zu großen Ideen erhob, wie es ihn demütig machte und froh im Traum der Geborgenheit. – Religion war eine tiefe Angelegenheit seiner Seele, sie ist im Grad ihrer Ehrlichkeit von seiner Umgebung einstimmig bezeugt. Als Ignaz von Döllinger z. B. bei den Exequien in der Theatinerkirche – am 15. März 1864 – die Trauerrede auf den verewigten Monarchen hielt, dem er noch anlässlich der Bestattung der Königin-Mutter in ultramontaner Abwehr seiner Kulturpolitik den Vorwurf gemacht hatte, sich mit einer protestantischen Dornenhecke zu umgeben, die ihn seinem Volke entfremde und gefährde im Glauben, sprach auch er nun davon, daß sich des Königs Religiosität allzeit am Denken und Tun prüfte, in Übereinstimmung mit den Geboten seiner Kirche, die ihm Fundament des Lebens war. Von der Religiosität Maximilians, seiner »anbetenden Ehrfurcht« bekannte auch Riehl, »daß sie eine echte und herzliche war. Inneres Gebet war ihm Bedürfnis und niemals duldete er ein irreligiöses Wort in seiner Umgebung. Ich erinnere mich noch wie heute, daß wir einst im Gebirge schreckliche Regentage hatten, da wurde der Sonntagnachmittag schön, aber mit unseren Bitten konnten wir seine Erlaubnis zur Jagd nicht anders bekommen, als daß wir ganz still ohne Lärm durch den Wald durften: er selbst nahm an dieser stillen Jagd in der jagdreichsten Gegend nicht teil. War es Sonntag und der König allein auf den Bergen, mußte jedesmal ein Geistlicher – ich sehe noch den alten Kapuziner vor mir – kommen, die heilige Messe zu lesen«. – Riehl, ein nach Wert geschätzter Gesprächspartner des Königs, schrieb diesem – in »Religiösen Studien eines Weltkinds« – wahrhaft aus dem Herzen: »Das Bedürfnis, die Bildung unsrer Zeit mit dem christlichen Glauben in Einklang zu setzen, tritt gerade bei den Gebildetsten immer deutlicher hervor. Denn je klarer wir die Fortschritte unsrer Zeit in der Wissenschaft und im ganzen Völkerleben erkennen, um so stärker werden wir uns sehnen nach einer innern Selbstgewißheit unsres Seins, die uns kein Forschen und Zergliedern geben kann, nach einem Urgrund unsres sittlichen Strebens, der in äußerer Werkgerechtigkeit nicht enthalten ist, nach einem Trost und einer Hoffnung, die uns auch der stolzeste Triumph menschlicher Dienstbarmachung der Naturkräfte nicht zu bieten vermag.«

Während Ludwig I. prunkvolle Kirchenfeste, wie überhaupt alle Art kirchlicher Prachtentfaltung und Kunst im Enthusiasmus für die Ästhetik religiösen Feierns richtungweisend förderte, war Maximilian II. kein Freund solchen »Prunks und Poms«, wie auch Riehl hervorhob, seine schlichte, ernst-nüchterne Natur, der eine Zeitlang das nüchterne Luthertum, der sachliche reformatorische Geist gemäß schien, kam weit mehr in der Stille, in der andächtigen Denkstimmung zu einer wirklichen Erfahrung von Gottes Dasein und Ewigkeit. Feinsinnig urteilte Riehl über Maximilians Glaubenshaltung, über das vergeistigt Geistige dieser Religion, die sich zu immer reinerer Humanität entwickelte: »Er war gläubig im Sinne eines mystischen Philosophen und werktätig fromm; hätte er zu Meisters Ekkehards Zeiten gelebt, so wäre er vielleicht ein ganzer Mystiker geworden, oder zu Spencers Zeiten ein Pietist, aber schwerlich irgendwann ein Orthodoxer.« Angesichts des theosophischen Denkgebildes in der Schelling'schen Philosophie, das von aller Metaphysik und Theosophie aufnahm und verwertete, was sich ihm bot, ist die besondere Formung verständlich, die Maximilians mystisch gestimmte Gläubigkeit hierdurch erhielt. Sie bezeichnet auch den Grad, der ihn vom dogmatischen Christentum trennte und mit Schellings Philosophie besonders verband: »So großartig aber ist das Verlangen, die Sehnsucht«, schrieb er dem Philosophen am 17. August 1847, »Ihnen keinen Augenblick zu rauben, der der Vollendung Ihres Werkes zugute kommen würde, daß Ich nicht wage, einen Wunsch in dieser Beziehung auszusprechen; einen größeren Beweis kann Ich, glaube Ich, nicht geben, wie sehr Mir dieselbe am Herzen liegt, da Sie ja wissen, wie selig Ich bin, mit Ihnen sein zu können. Oft aufsteigende peinliche religiöse und philosophische Skrupel würden gelöst werden, erschiene Ihr ersehntes Werk, schon deshalb, Meiner Gemütsruhe und derer so vieler Ihrer Schüler wegen, beschwöre Ich Sie, beschleunigen Sie dessen Erscheinen!«

Schellings Philosophie war dem König – in schwelendem Gram – wie eine väterliche Erklärung des (göttlichen) Weltsinns, eine Erleuchtung der Wertgehalte des Seins, eine tief verdeutlichende Auslegung und Lehre, Medium und Weg, seiner Stimmung wie seiner Denkungsart gemäß. Daher die Superlative der Begeisterung und huldigenden Verehrung für Schellings Philosophie, in der Maximilian – bewegt durch Ideen – den (rettenden) Ausgang aus der Unmündigkeit seiner Zweifel, vieldeutigen Un-Wissens in die allgemeine und bleibende Weise gläubigen Bewußtseins zu erkennen glaubte: »Daß Ihre Hefte mich auch hierher«, schrieb er Schelling im Brief vom 1. März 1847, »wie überallhin begleiteten, versteht sich von selbst und wird mir stets Beruhigung und Trost gewähren.«

Eine wesentliche Folgerung aus Schellings Lehre bestand für Maximilian darin, Religion niemals zur Parteisache herabzuwürdigen, jedes Glaubensbekenntnis vielmehr als innerseelische Voraussetzung für die (sehr persönlichen) Beziehungen zwischen Gott und Gewissen zu achten. Dies trifft auch zu auf die große Frage nach dem Sinn des Lebens, den der König am sichersten und objektiv in der Religion enthalten wußte, die ihm das Nichtwißbare

als göttliches Geheimnis glauben lehrte. Von solchen Einsichten her vermochte er dann auch kritisch »zwischen strenggläubigen Katholiken zu unterscheiden, denen er nirgends zu nahetreten wollte, und Ultramontanen, die er für gefährliche Widersacher des modernen Staatswesens und jeglicher Geistesfreiheit ansah« (W. H. Riehl).

»Kirche und Staat«, so lehrte Schelling, »– das sind zwei Gebiete, in denen allein sich die Philosophie mit dem öffentlichen Leben berührt.« Schellings Versuch, geistig allenthalben in großem Stile zu wirken, brachte Maximilian auch die göttliche Staatsidee nahe, die dem Monarchen eine vermittelnde Suprematstellung zuerkennt: in diesen Anschauungen erfuhr das klassische Vorbild Platon im Grunde nur eine romantische Steigerung, die auch in diesem Falle wieder die Beziehung zur Wirklichkeit und Zeit ver säumte (wie sie ganz allgemein nur überlieferte Gedanken zusammensetzte). Das nicht mehr Zeitgemäße, die Sinnwiderlegung also bemerkte er so wenig wie sein Schüler, der – im übrigen – die Erbkaiserpläne des Philosophen entschieden mißbilligte. Soweit ihr geistiges Gespräch die Deutsche Frage berührte, ergaben sich unvereinbare Gegensätze. Schelling dachte 1848 ein Kaisertum, das Deutschland, das Volk der Völker, zur Einheit und Macht bringe, weder Preußen noch Österreich ausschließe, sondern verbinde durch die Souveränität aller Fürsten, jeweils vertreten im Kaiser, den sie wählen: zunächst am besten den bayrischen König (wie er Maximilian damals schrieb). Er hatte eingesehen, daß »es eben (so) unmöglich sei, daß Österreich Preußen, als daß Preußen Österreich sich unterwerfe und man beider Staaten nicht entbehren könne«. – Er hielt es deshalb für geraten, aus der Reihe der Könige ein Oberhaupt zu wählen: »Das wäre dann der wahre Kaiser, der Eroberer der Nation.« – Maximilian teilte Schellings Wunsch nach einem einigen Deutschland, mit klaren Einsichten; die Zeitidee, die Idee der Nation, war auch in ihm. In Fragen der Gesamtführung war er gegen ein Erbkaisertum nach den Vorschlägen des Philosophen. Einem Wittelsbachischen Kaisertum hätte er zugestimmt, aber nichts war darauf angelegt; Maximilian beurteilte die Gesamtlage nüchtern und klug, frei im Zusammen und Gegen einander von Erwägungen, die Bayerns Vorrang – als Möglichkeit – betrafen. – Als überzeugter Anhänger jener auf Platon fußenden Staatsidee entging der König nachmals nicht immer der Versuchung und Gefahr, im Kampf gegen den falsch verstandenen Konstitutionalismus die berechtigten, legitimen Ansprüche des Volkes zu verkennen, die veränderten Machtverhältnisse falsch einzuschätzen. Maximilians Kronphilosoph wußte sich einig mit den konservativen Mächten, er stand ebenso bedingungslos zum

Königtum wie er alle Ansätze zur Demokratie ablehnte und bekämpfte. Gott war ihm Herr und Mitte des Seins, der, frei von sich, nicht mit sich selbst zu tun hat, und nur ist in Beziehung auf Anderes, das er befreit, wobei er zur Veranschaulichung seines Gedankens hinzusetzte: »Er ist das, was die beengte und bedrängte Menschheit sucht, wenn ein Volk an seine Spitze ein Individuum stellt, das für sich selbst nichts zu suchen hat, das nicht um seiner selbst willen, sondern rein und bloß um des Volkes willen da ist, und darum das allgemein befreiende Prinzip ist.« Dieses supremative Einzelwesen ist ihm der König allein. Schelling war jenes Fragen und Suchen des Menschen nach Gott identisch mit jenem Suchen, das den Staat zur Monarchie führt, zum König, »der sich gleichsam zum Opfer darbietet für sein Volk«. Das Gesetz ist nicht alles. Der Staat bedingt ein Größeres: die (charismatische) Persönlichkeit, die allein Verantwortung trägt und lebt. – Der Staat an sich ist Schelling nur das »Exoterische«, das »ohne das Esoterische nicht bestehen kann. Dieses Esoterische ist die begriffene und verstandene Religion«, d. h. die von der Philosophie verstandene »philosophische Religion«, die den Aufgang des johanneischen Zeitalters bedeutet. – Bluntschli hingegen urteilte in Fragen der politischen Realität, v. a. zur Beziehung von Staat und Kirche mit entschiedener, nüchterner Sachlichkeit, die dem gesamten politischen Denkgebilde Schellings, seinem rhetorischen Effekt wie seiner philosophischen Feierlichkeit entgegengesetzt war. Bluntschli unternahm es denn auch, Maximilian immer wieder darauf hinzuweisen, daß der Staat, werde er religiös begründet, zwangsläufig unter die Oberherrschaft der Kirche geraten müsse, da sich diese weit mehr als jener auf eine göttliche Anordnung berufen könne, weit eher auch eine religiöse Gemeinschaft sei. Wie Bluntschli in seinen Erinnerungen schreibt, ließen den König gerade solche Einwände das Problematische und Wirklichkeitsfremde der Schellingschen Theorien, das Fatale ihrer unrealistischen Beziehungen und brüchigen Voraussetzungen blitzartig erkennen: »Nur nicht die Herrschaft der Kirche«, entgegnete er mit Bestimmtheit, »in diesem Punkte bin ich ganz mit Ihnen einverstanden.«

Die Mauer, die er zwischen geistlicher und weltlicher Wissenschaft aufgerichtet sah, für die Dauer niederzulegen, rechnete Maximilian selbst zu den vornehmsten Zielen seiner Kulturpolitik. Ein bezeichnendes Unterfangen, da der (unvereinbare) Gegensatz zwischen Religion und Wissenschaft, Philosophie und Theologie, zwischen Wissen und Glauben in Maximilians Denken tatsächlich jeweils nur vom Rande her wirksam und auch emotional kaum tiefer empfunden wurde. »Die Kluft, die sich allmählich zwischen beiden bildete«, schrieb Julius Hamberger, der Maximilian auf

Schellings Philosophie hingewiesen hatte, »wünschte er möglichst ausgefüllt und eine Harmonie zwischen der einen und der anderen Erkenntnisphäre wenigstens angebahnt zu sehen.« Das Zusammenspiel von Polaritäten war nun einmal nicht dieses Königs Existenz- und Seinsprinzip, vom Wesen her, das auch geistiges Schicksal des persönlichen Daseins ist.

Schellings Briefwechsel mit dem König von Bayern fehlen der große Zug philosophischer Erörterung und Sinnklärung, die Gipfelblicke in den allgemeinphilosophischen Erkenntnissen und Erfahrungen wie in der Besinnung auf den Staat und das Gemeinschaftsgefüge. Ein (reflexives) Philosophieren, erlesen und realitätsfern, das sich am liebsten dem Metaphysischen hingibt und sich ins (folgenlose) Träumen verliert. Dem Mythos des Lebendigen und Schöpferischen, des Elementaren in Dasein und Ewigkeit war in ihrer absoluten Denkweise jedenfalls kein weiterer Spielraum geboten. Wohl hat der Schüler seinem Lehrer Antwort um Antwort abverlangt (im Brief vom 16. Jan. 1854 z. B. auch eine Definition von Seele und Geist), ihm Frage um Frage vorgelegt, aber das Brüchige der Aussage, die Armut an Gehalt, das Fehlen dessen, was beflügelnden Geist und außerordentlichen Rang hat, ist nicht zu übersehen. Zu wenig in ihrem geistigen Gespräch hat die Wucht klarer Einsichten, die in die Fülle, in die Weite und Tiefe eines Vollendeten, eines sich Vollendenden drängt. Realitätsfremd, gelang es beiden nur schwer, nur in einzelnen Bewegungen, ein persönliches Verhältnis zur Wirklichkeit zu begründen, das mit ungewöhnlichen oder überraschenden Ahnungen im grundsätzlichen offenen Bereich des Lebens wie des Innerseelischen beschenkt, mit der Erkenntnis der metaphysischen Unbeweglichkeit des Wirklichen im Verhältnis zur spannenden und bewegenden Illusionskraft des einzelnen, der schaut und denkt im Zusammenspiel von Polaritäten. So hat es mitunter den Anschein, als hätten sich beide um einzelne wesentlichste Probleme nicht ernstlich bemüht. Schier unüberwindlich ist mitunter ihre Scheu, eine freie Auseinandersetzung mit der Realität des verfügbaren Lebens auf der Ebene des vernünftigen Denkens, der Einsicht wie der Empfindung zu wagen, auf der sich die Nachprüfung und Umwertung von überkommenen Anschauungen weiterweisend vollzieht. Auch die Sprachkraft philosophischer Visionen und des Sinns der Weisheit, die am Geist teil hat, der die Welt des Lichtes und der Bedeutung schafft, ist hier weniger überzeugend als anderswo. Das Außerordentliche an Schelling, die Genialität seines Denkens ist auch hier nur vom Gesamt seiner Geistigkeit her, vom Zauber seines Philosophierens an sich, von dem Lockenden, Faszinierenden, was er hierin verspricht und vorverkündigt, aber selbst am Ende nie

findet, annähernd zu verstehen. Der Typ des Philosophen, wie er sich in Schelling darstellt, war jedenfalls Maximilians Denkungsart durchaus gemäß. Die strikte Festlegung auf ein System, das in seinem Philosophieren (auch als Anspruch) davon ausgeht, im unbedingten Besitze der uns möglichen – tragischen – Wahrheit zu sein, was Schopenhauer z. B. in einsamer Lehre forderte, hätte dem König keine Möglichkeit (willkürlich) freier Bewegung in geistigen Fragen gegeben und ihm keine Verankerung mehr in religiösen Sicherungen mit Ehrfurchtsbegriff erlaubt. Wie Schelling selbst wählte auch er in allem Wesentlichen, was ihm gefiel, und deutete es nach gefühlsmäßigem Begehren (und oft willkürlich) um. Die Wegmarken der Erkenntnis verlieren sich. Eine Denkwillkür, die den Schein an die Stelle von Wirklichkeit setzt. Die Verständigungs- oder Beschwichtigungsmittel in Momenten des metaphysischen Unbehagens, des Zweifels und der Angst ergaben sich für beide vornehmlich in der idealistischen Berufung auf die Dauer, auf die Bildungsideale im kulturellen Bereich und auf den christlichen Glauben. Der Mensch als der – bleibend – vereinsamte, im unempfindlichen All einzig fühlende, auf sich selbst gestellte Freie, der sich dämonischen Mächten gegenüber weiß, eschatologisch tief, war für beide im Sichfestklammern an die Symbole des göttlichen Ursprungs alles Geschaffenen, der göttlichen Voraussicht im Wandel und in den Fügungen des menschlichen Lebens undenkbar und unannehmbar.

Mit Schelling und Maximilian fanden sich zwei bedeutende Persönlichkeiten als Lehrer und Schüler zusammen: ein (trotz allem) genial philosophierender Denker und ein König nicht gewöhnlicher Artung, der in den Zielsetzungen seines Kulturkönigtums wie in den eigenen geistigen Bedürfnissen von dem »ersten Denker Deutschlands« die Unterweisung ins Rechte und Höchste wünscht. Weisheit soll einem König ebenso den Weg zeigen wie Ehre erweisen. Ein Monarch, der Neues will und sich doch in der Kontinuität weiß, der einem kommenden Zeitalter dienen möchte und ein Verehrer des Vergangenen, der Tradition und Geschichte bleibt. Ein Philosoph, der sich auserwählt sieht, einem König mit Gedanken zu dienen, ihm den Weg ins Erfahrungsjenseitige zu öffnen, ein aristokratischer Denker, der auf den Ewigkeitswert des Erkennens den stolzesten Anspruch erhebt: im bergenden Raum des wägenden, sinnenden Geistes der Philosophie den höchsten Sinn zuerkennend – einer Philosophie, die dem Erlesenheitsgefühl eines Königs gemäß ist, der zur wahren Freiheit, zur wahren Menschenwürde gelangen will, zu einem hohen Lebensglauben, der auch der Not, Qual und Niedrigkeit des vergänglichen Daseins gegenüber die (dunkel getönte) Kraft zur gei-

stigen Bejahung findet und alles Leid wie die tiefe Problematik und Tragik der menschlichen Existenz in sich und zuversichtlich begreift. – Was für eine Philosophie man wähle, dieses Fichte-Wort gilt hier, hängt davon ab, was für ein Mensch man ist.

Ein Philosoph, der in höchsten Augenblicken Gott als das Unergründliche sieht, dem die ewige Weisheit Anfang und Ende aller Dinge bedeutet und der Mensch ein erwählter Mitwisser der Schöpfung; ein Denker, der bewegt und trifft in einer großen und verschlungenen Bewegung zur Wahrheit hin, der im Widerschein eigenen Denkens das Große magisch aufleuchten läßt, erlesen in seiner Pädagogik des Schweigens. Zwei Sucher der letzten Wahrheit, in deren Begegnung sich unübersehbar ihre besondere (und bedingte) Eigenart verdeutlicht. Ein Philosoph, der einen lern- und denkbemühten König lehrt, daß die große Tat der Welt nur der Philosophie vorbehalten und die wahre Tatsache jederzeit etwas Innerliches ist, ein geistiger Durchdringungsvorgang; einem König mit hohen kulturpolitischen Zielen zu bedenken gibt, daß »das Heil der Deutschen« in der Wissenschaft liegt, ihm die Macht des Wissens aufs höchste preist, die Bildung zum vernunftmäßigen Denken als die einzige zum vernunftmäßigen Handeln erklärt und der Wissenschaft auch das Vermögen zuspricht, die Erfahrung zu antizipieren, die den Menschen ansonsten nicht ohne bedeutenden Zeit- und Kraftverlust erzieht. Die Philosophie als die Grundwissenschaft ist Schelling ein Führer zur Freiheit in die unendliche Weite der möglichen Verwirklichungen wie sich – nach Schelling – das menschliche Leben im großen und ganzen nur um die zwei Pole bewegt – um den Staat und um die Religion. Der Gläubigste, so lehrte der Philosoph, ist der Wissendste und umgekehrt der am meisten dem Wissen Vertrauende der Gläubigste. Steht am Anfang der (dynamische) Glaube an Wissen, so am Ende nach echten Grunderfahrungen und -erkenntnissen ein Grundglaube, der tief beruhigtes Wissen scheint. So ist Schelling nicht müde geworden zu fordern: Philosophie, die eigentliches Wissen sei, Wissen der ewigen Freiheit, die wir sind, aber nicht wissen im üblichen Sinne unseres Wissens von Gegenständen, müsse tief in das Leben eindringen, sie müsse in strebender Emporbewegung Mittelpunkt werden, um den sich alle Kräfte sammeln: wo Erkenntnis versagt, erleuchtet sie den Weg. Durch Welterfahrung und Denken allein, das immer auch auf das Unvordenkliche geht, führt der Weg dorthin, woher die Welt ist. Alle uns möglichen Ideen vereinigen sich in der Idee der Schönheit. Der höchste Akt der Vernunft ist ein ästhetischer Akt: »Der Philosoph – fordert Schelling – muß ebenso viel ästhetische Kraft besitzen wie der Dichter. Die Poesie wird am Ende wieder, was sie am Anfang war, Lehrerin der Menschheit. Die

Dichtkunst allein wird alle übrigen Wissenschaften und Künste überleben.«

Erlesene Lehre, die einen König, der jeden Augenblick seines Lebens würdig verwenden will, entscheidend bestimmt, Gelehrte und Dichter, die Elite des geistigen Adels, um sich zu versammeln. Es verstand sich für beide von selbst, junge Talente zu entdecken und zu fördern. Wo echte Begabungen sichtbar waren – »da ist der rechte Anlaß für eine wahrhaft kgl. Freigebigkeit«, wie Schelling dem Monarchen am 15. Februar 1851 schrieb. Maximilian seinerseits versicherte dem Philosophen im Brief vom 2. Dezember 1852: »Der Pflege der Wissenschaft auf hiesiger Hochschule wende Ich alle Meine Sorgfalt zu; tüchtige Männer gewann Ich bereits, hoffe noch andere auch in den mehr geistigen Fächern zu gewinnen, ach, könnte Mir Ihr Rat nur dabei stets zur Seite stehen!« Die Freiheit der Entscheidung hielt den König in Unruhe und Bewegung. Die Aufgeschlossenheit war groß; sie entsprach der Atmosphäre von Redlichkeit, der geistigen Sympathie in allen Bemühungen. Mit dem Gedanken der Wissenschaft und Dichtung – fasziniert von der Unendlichkeit ihrer möglichen Inhalte – ergriff Maximilian die Einheit der Menschen. So schrieb der König dem Philosophen am 21. Mai 1854: »Bodenstedts Werke werden Sie gewiß ansprechen, den Kreis solcher um Mich versammelter Celebritäten werde Ich stets zu erweitern suchen. Möchte es Mir doch gelingen, die wahre, echte Wissenschaft *so heimisch hier zu machen* wie die Kunst, könnte man sie nur *so an Grund und Boden fesseln* wie die *tief fundamentierten Baudenkmale*, die nicht davon getragen werden können? Wenn Gottes Wille es ist, so wird es gelingen...« – Und hierin hatte das Schicksal für ihn als König eine hohe Aufgabe bereit. Sie ist die wesentliche Frucht seiner Bildung und philosophischen Belehrung, der er sich als ihrer Voraussetzung spontan überläßt. Ein Wirken, das kulturköniglichen Aktivismus mit dem ästhetischen und ethischen Bildungsideal der Klassik verbindet. Ein Mäzen, der das Schöne, das Nützliche befördern möchte; zu aufgeklärt, um reaktionär, zu gebildet, zu geistig, um revolutionär zu sein, will er sein Volk glücklich sehen, glücklich auf dem Wege zum rechten Ziel. – Zu diesem Vorhaben bedurfte es des rechten geistigen Führers. Ob Schelling dies war? Es sei dahingestellt! Ein Wegbereiter von Rang zu hoher geistiger Zielsetzung war er gewiß, ein magisch faszinierender Geist im leidenschaftlichen Drange, die angestaute Fülle selbstgefundener Wahrheit und Weisheit über einen tief Wißbegierigen auszuströmen – in Begegnungen, die mit jenen fortschreitenden Prozeß bewirkt haben, in dem sich ein geistiges Ich entfaltet. Eine philosophische Freundschaft und Belehrung, die ihre Gegenstücke findet in der geistigen Freundschaft zwischen Renatus Descartes und der schwedischen Königin Christina Wasa, die Pascal »das Staunen aller Jahrhunderte« nannte, zwischen Leibniz und der preußischen Königin Sophie Charlotte, die sterbend noch dieser Unterredungen und der Unumgänglichkeit ihrer Probleme gedachte: »Ich gehe jetzt, meine Neugierde zu befriedigen, über die Urgründe der Dinge, die mir Leibniz nie hat erklären können, über den Raum, das Unendliche, das Sein und das Nichts.«

Der Zweifel an aller Wahrheit, v. a. an der letzten, ist selbst eine Tat der Wahrhaftigkeit. Mögen auch wunderbar erhellende Äußerungen gelingen, der Nebel der Ungewißheit bleibt. Es gibt nur Vollzug, unabwendbar, Zufall ist nichts als das eigentlich uns Bestimmte, uns Zufallende. Der Mensch in beschränkender End-

lichkeit, verfallen der Zeit und gebunden durch den Raum, lebt in unaufhebbarer Unruhe. Wie Abenddämmerung vergeht in die Nacht, so ist alles Leben Versinken, Vergehen ohne Wiederkehr. Der Tod ist die große Frage an uns: Ewigkeit? Sie gleicht dem Meer, dessen Grund nie erreichbar ist. Wir wandern einem Ziel entgegen, von dem keiner weiß, wo es liegt, was es ist. Ein altes Kirchenlied nennt die Ewigkeit ein »Donnerwort«, ein »Schwert, das durch die Seele bohrt«. Furcht und Hoffnung sind – noch immer und ewig so – die Wege, die nach der Seite der Finsternis oder des Lichtes weisen. Nicht der Verstand, kein Wissen, kein Erkennen löst die letzten Fragen: »Hiebei muß das Herz das Beste tun«, wie Goethe in den »Wahlverwandtschaften« lehrt, wo die Ehrfurcht überdies der »höhere Sinn« der Menschheit genannt wird. So mag einem König der Philosoph gemäß sein, der ihn lehrt, dem Lebenstag die rechte Form zu geben, Größe aus dem fragenden Glauben, der hinüberreicht ins Ewige, in die erträumte Unendlichkeit. Die idealen Ziele des Menschen gleichen Gestirnen, die nah scheinen, in Wirklichkeit sind sie abgründig fern. Alle Fragen gelten der Wahrheit, bleibt diese auch ein Phantom. Wissende Schwermut kennt den Lauf der Dinge in dieser Welt; innerlichst beteiligt dennoch an den Fragen und Antworten der Philosophie. Allein das nie zu Ergründende, das Unerreichbare weckt im Menschen die schöpferischen Kräfte. »Was der Mensch liebt, das ist der Mensch!« sagt Meister Eckhart. Der Aufbruch, das Suchen ist der Menschheit bestes Teil, einem »ewigen Dasein« zu, in dem der Tod das Werden, das Werden den Tod umschließt.

Was immer auch an jener philosophischen Unterweisung durch Schelling nicht bewußte Unwahrhaftigkeit, also metaphorischer Betrug war, eigensinnige Torheit und formloser, leerer Hochmut, künstliche, verworrene Denkstimmung, erregende Zweideutigkeit und Fragwürdigkeit der geleisteten Erkenntnis und Wahrheit – vom Gesamt der philosophischen Belehrung her ergibt sich das Beispielhafte wie das Grundlegende der wirksamen Einsichten, die Maximilians Königtum in die neue kulturpolitische Richtung, sein persönliches Leben in die geistige Form wiesen. Ein König, auf künftige kulturelle Erfüllungen bedacht, zur Selbstentscheidung ermächtigt, im Eifer ungemäßigt, suchte Freundschaft und Nähe eines Philosophen, um sicher zu erfahren, was der Mensch, ein Volk, eine Zeit im Schaltwerk des Möglichen braucht. Ein König komplizierter Gemütsart trägt Verlangen nach Harmonie des Daseins, nach der Schönheit erhabener Ziele, kein titanischer Geist, der die Grenzen der Menschheit und seiner königlichen Macht erproben will: durch Schellings Philosophie sah sich der König wohl tatsächlich in eine ewig fremde, ewig heimatlich anmutende, in eine

zugleich bezaubernde und rätselhafte Welt, die des fragenden, suchenden Geistes, entrückt, in der ihn von Grunderkenntnissen her dringlich anging, was der Philosoph von den umgreifenden Sicherheiten des Seins, Gottes und der Ewigkeit, des Schicksals und der Liebe, der Schönheit und Sinnwerte sagte und worauf er ihn hinwies, um in Tat und Folge sein Ziel zu erreichen, soviel Umwege er – über Leerheiten des Begrifflichen – auch gehen mußte. Ein Herrscher, der sich von einer höheren Hand geleitet wußte, die sich ihm vornehmlich in den erkannten Grundwerten philosophischer Weisheit offenbarte, die er mit aller Kraft ins Leben überführen wollte.

Was läßt sich von einem Philosophen Besseres sagen, als dies gelehrt, von einem König, dies versucht zu haben, der Weltweisheit ergeben, ihrer Anziehungs- und Sammelkraft, mit unbeirrbarer Achtung.

Maximilian II. und die Wissenschaften

(Zur Geschichte der Bayrischen Akademie der Wissenschaften und der »Historischen Kommission«)

In einer Epoche tiefgreifender Umgestaltung des deutschen Daseins, der werdenden Dichtung aus deutschem Geist, schrieb Friedrich II. von Preußen (1740–1786), die erste ganz große Königsgehalt deutscher Zeit – anteilslos, abseits der geistigen Entwicklung, gaben auch seine Gestalt und Taten der deutschen Poesie (nach Goethes bekanntem Wort in »Dichtung und Wahrheit«) »den ersten wahren und höheren eigentlichen Lebensgehalt« – mit kantiger Schärfe in Unkenntnis der wirklichen Verhältnisse, aus unbedingter Bewunderung der »nie genug bewunderten Franzosen«: »Bayern ist in Deutschland die Provinz von größter Wichtigkeit und dem wenigsten Geist. Es ist das irdische Paradies von Tieren bewohnt.« – Aus Vorurteilen dieser Art ließ dann auch Schiller – in seinen Flüsse-Distichen – die Salzach sprechen: »Aus Juvaviens Bergen ström' ich, das Erzstift zu salzen,/ Lenke dann Bayern zu, wo es an Salze gebricht.« Ein rückblickendes Wort der Germaine de Staël (1766–1817) – aus ihrem aufschlußreichsten Buch »De l'Allemagne« (1810) – scheint dies zu bestätigen: »La Franconie, la Suabe, et la Bavière, avant la réunion illustre de l'Académie actuelle à Munich, étaient des pays singulièrement lourds et monotons.«

Die Abwertung aus Einzelercheinungen bis zum Extrem führend, in nahezu ausschließlicher Betrachtung der Bezirke der unteren Stufe, wertete noch Ignaz von Döllinger 1877 den Zeitraum in einer akademischen Gedenkrede auf Kurfürst Max III. Joseph (1745–1777): »Bayern, das im Beginn des 16. Jahrhunderts einen kühnen und schönen Anlauf genommen hatte, war in geistigen Dingen unter allen deutschen Stämmen wohl am weitesten zurückgeblieben. Nirgends sonst war das Volk in allen seinen Abstufungen so mit sich allein; nirgends vegetierte man so ruhig und unberührt von den Geistesströmungen, den Fragen und Forschungen, die anderswo den denkenden Teil der Menschheit beschäftigten. Wohl besaß Bayern eine Fülle von schlummernden Kräften und Anlagen, aber niemand gab sich die Mühe, oder wagte es, sie zu wecken. Es fehlte an Schulen, hohen und niederen, an Bildungsmitteln, an Freiheit der